

DER BAZAR.

reich Zuf. auch

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 39. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 15. October 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. XV. Band.

Ein Königssohn oder der letzte Stuart.

Von J. F. Smith.
(Schluß.)

46. Capitel.

Am andern Tage fuhr die Gräfin Arran mit ihren beiden Pflögeln von ihres Bruders Wohnung aus in einem mit vier langgeschwänzten schwarzen Rossen bespannten Staatswagen zur Gräfin Königsstein. Vorreiter in der Livree der Gräfin Arran ritten der Kutsche voraus, kurz, sie hätte nicht mehr Glanz entfalten können, wäre sie nach Hofe gefahren. Ihr Erscheinen, da sie durch den Park fuhr, machte natürlicherweise nicht geringes Aufsehen, und veranlaßte manche Frage, besonders nach den beiden schönen bleichen Mädchen an der Gräfin Seite, welche in der langen Zeit ihrer Abwesenheit von London allerdings unbekannt geworden war.

Als der Wagen vor dem Kensington-Palast hielt, erstaunte Niemand mehr, als die Dienerschaft der Favorite, denn bisher hatte ihre Gebieterin, die in tiefer Zurückgezogenheit lebte, noch nie einen Besuch von Damen ihres Ranges empfangen.

„Ich komme,“ begann die alte Lady, da sie in das Zimmer geführt ward, wo die Gräfin Königsstein sich aufhielt, „ich komme, Ihnen meinen und meiner Nichten Dank zu sagen für Ihre gütige, uneigennützigte Handlungsweise, die uns Alle so sehr zu Ihren Schuldnern macht.“

„Ich hätte nicht geglaubt,“ antwortete die Favorite Georgs II., „daß das Leben mir noch Freuden aufbehalten habe. Sie belehren mich eines Bessern. Ihr Besuch ist mir eine wahre Freude, er verfährt mich fast mit mir selbst, denn er beweist mir, daß nicht Alle mich verachten.“

„Sie verachten!“ rief Constance mit dem Ausdruck herzlicher Zuneigung. „Wie wäre das möglich!“

„Sie dürfen nicht hier weilen,“ entgegnete die Gräfin Königsstein schnell — „wenn es bekannt würde . . .“

„Ich wünsche, daß es bekannt werde,“ bemerkte die Tante mit hoher Würde und — wie immer in, besonders gehobener Stimmung — im reinsten Englisch. „In dieser Absicht machte ich meinen Besuch so auffallend wie möglich.“

„Ich sehe hier Ihren Einfluß,“ flüsterte die unglückliche Geliebte des Königs Alcen ins Ohr. „Doch noch einmal müssen Sie zu mir kommen,“ setzte sie stehend hinzu, „noch einmal, ehe ich sterbe, damit Sie aus meinen Händen die Schriften empfangen, welche Ihrem Verlobten das Recht auf das Land seiner Väter, das Heimathrecht in dem Vaterlande seines Herzens wiedergeben. Werden Sie kommen?“

„Gewiß, wenn ich in England bin.“

„Wann verlassen Sie es?“

„In einem Monat.“

„So sehen wir uns wieder,“ sprach die Gräfin Königsstein mit schwachem Lächeln; „und nun leben Sie wohl,“ fügte sie hinzu, mühsam von ihrem Sessel sich erhebend, um ihren Besuch zur Thür zu geleiten. Der Arran Sie hoben Ihre Pflicht in edelster Weise erfüllt; ich werde die meine nicht vergessen.“

„Armes Ding; ich freue mich doch, daß ich sie gesehen hab,“ bemerkte die Gräfin Arran, da sie, in ihres Bruders Wohnung zurückgekehrt, an die hinstehende Gestalt der schönen Favorite dachte. „Mir thut das Herz weh um sie,

man sieht's ihr an, sie hat nicht mehr lang' auf dieser Welt zu leben — und 's ist besser für sie. — Sie hat doch erst Frieden im Grabe!“

Noch an demselben Tage ward der Besuch der Gräfin Arran bei der Gräfin Königsstein das herrschende Gespräch der londoner fashionablen Zirkel. Manche lobten die alte Dame wegen dieses freimüthigen, edeln Entschlusses, manche tabelten sie, doch Niemand verkannte ihre Motive, und in sofern die kluge alte Schottin durch die Oäsentation ihres Besuchs die Augen auf sich ziehen wollte, hatte sie in der That den damit verbundenen Zweck erreicht, denn keine Zunge wagte, nach diesem Besuch einen Schatten auf den unbescholtenen Namen der Nichten zu werfen. Der König freute sich entschieden über die Sache, als er den nähern Zusammenhang derselben erfuhr. Eine der Gräfin Königsstein erwiesene Ehre gereichte ihm stets zur größten Genugthuung, und sein Widerwillen gegen seine Schwiegertochter, die Prinzessin Wittve von Wales, hatte zum Theil ihren Grund in dem Eigensinn, womit Ihre Hoheit sich weigerte, die Gräfin Königsstein zu besuchen oder zu empfangen.

Bewegt von diesen Gefühlen, und getrieben von Sehnsucht, sein Opfer zu sehen, spornte der König den Kanzler und alle Beteiligte unaufhörlich zur Eile, die begehrten Documente auszufertigen, ohne welche — so hatte die Gräfin es bestimmt — der Monarch nicht nach Kensington kommen solle. Endlich, nach zehn Tagen, waren beide Pardonbriefe rechtskräftig abgefertigt und gesiegelt, und mit diesen Beweisen seiner Ergebenheit versehen, fuhr der alte König zu seiner Geliebten, welche er mit ungewöhnlicher Pracht gefleidet, ihn erwartend fand.

„Das ist mir in der That sehr schmeichelhaft,“ rief der entzückte Monarch, auf die glänzende Erscheinung der Gräfin blickend, und deren widerstandslose Hand küßend.



„Die Devise paßt nicht: recht, Hoheit,“ sprach Conti spottend, „denn die britische Seemacht hat sich nicht freundschaftlich gegen Sie bewiesen.“ (Seite 299)

Die Favorite antwortete durch ein schwaches Lächeln und blickte auf die Pergamente in des Königs Hand. Dieser breitete sie auf dem Tische aus und folgte beobachtend den Blicken der Gräfin, da sie die Documente aufmerksam durchlas. Sie waren vollständig und rechtskräftig, keine Form dabei vernachlässigt.

„Nun, habe ich mein Versprechen gehalten?“ fragte Georg.

„Königlich, Sire!“

„Und mein Lohn?“

„Soll meine Vergebung sein!“ antwortete die Gräfin. „Nie mehr soll ein Vorwurf wegen der Vergangenheit über meine Lippen kommen. Ich vergebe Ihnen meine vernichtete Jugend, meinen besetzten Namen, meines Vaters Leiden, so wahr ich selbst auf Verggebung hoffe.“

Dies war zwar nicht ganz der Lohn, den der königliche Liebhaber erwartet hatte, doch da er in ihr auffallend bleiches und doch so schönes Gesicht sah, beschlich Etwas, wie ein Gewissensvorwurf sein Herz, und er neigte sich zustimmend. Er fühlte seine Natur fast verändert, der leidenden Geliebten gegenüber.

„Sorgen Sie nur für Ihre Gesundheit, Therese,“ sprach er dringend — „um meinwillen.“

„Ich werde bald aufhören zu leiden,“ entgegnete sie mit einem Blick auf die Pergamente. „Mein letzter Wunsch ist erfüllt! Hören Sie nicht auf das Weibergeschwätz, Sire,“ fügte sie mit einem Versuch zu scherzen hinzu. „Vergessen Sie es!“

Georg II. fühlte sich trotzdem sehr beunruhigt. Es lag etwas so eigenthümlich Mührendes in der Weise, wie sie diese Worte sprach, daß den König für dieses ihm so theure Leben ernstlich besorgt machte.

„Ich werde Ihnen meinen Arzt senden,“ sagte er.

„Es wird nicht nötig sein.“

„Aber Sie werden ihn doch empfangen?“

„Da es ihr Wunsch ist —“

Der König dankte ihr für ihre Nachgiebigkeit und kehrte eilends, früher als er gedacht, zurück, von Ungeduld getrieben, den Ausdruck seiner Aerzte über den Gesundheitszustand der Gräfin königlich zu erfahren.

Am Abend dieses Tages erhielten Alice und Constance eine Aufforderung, sich nochmals nach dem Kensington-Palast zu begeben, und fuhren in Begleitung ihrer Tante hin. Die arme Gertrud kam ihnen weinend entgegen.

„Sie stirbt! Sie stirbt!“ schluchzte sie — „o über den königlichen Tyrannen!“ und war nicht im Stande, die Fragen der theilmehmenden Besucherinnen zusammenhängend zu beantworten.

Die Gräfin Arran mit ihren Nichten trat ein; die Leidende streckte schon von ihrem Lager die Hand den Ankommenden entgegen.

„Es ist vollbracht,“ sprach sie, die Documente des königlichen Parlaments in Alicens Hände legend. „Mein Opfer ist nun doch nicht ganz nutzlos gewesen, denn es hat mich ermächtigt, das Glück zweier jungen Herzen zu sichern, die, wenn sie mich auch lebend nicht achten konnten, doch der Todten eine Thräne der Grünerung weihen werden.“

„Ist keine Hoffnung mehr?“ schluchzte Alice.

Die Sterbende erhob ihre Hand und deutete nach oben.

„Dort!“ hauchte sie leise.

Lady Arran war tief bewegt und fragte, ob die Kranke einen Geistlichen wünsche, sie im Gebet zu unterstützen.

„Ihr ganzes Leben war ein Gebet,“ erwiderte Gertrud, „sie harnte aus in schweigerender Resignation.“

„Nichtet mich auf!“ bat die Leidende. — „So, ich danke!“

„Ach, es ist schön zu sterben, wenn gütige, mitleidvolle Blicke nahe sind, wenn ich fühle, daß junge, reine, edle Herzen nicht zurückweichen vor dem Todtenbette der Geliebten des Königs! Alice, Alice, ich gehe nun dorthin, wo jedes Leiden endet und das gebrochene Herz Ruhe findet. Sei glücklich mit Allan, und denk zuweilen an mich, deren Fall —“

Die Engel beweinete,“ ergänzte Alice, „denn die Seele blieb unbesleckt. Ich soll an Sie denken! — Ja, ich werde es. — Nimmer, nimmer, so lange dieses Herz schlägt, könnte ich das Wesen vergessen, dem ich mein ganzes Glück danke!“

„Und Allan?“

„Glauben Sie, sein Andenken an Sie werde weniger treu sein, als das meine?“

Ein Lächeln überstrahlte das Antlitz der Gräfin Königsstein, sie reichte ihrer Gertrud die Hand, lehrte ihr Haupt an Alicens Busen und hauchte ruhig ihren letzten Seufzer aus.

Endlich, endlich war der Kampf dieses jungen, schmerzreichen Lebens beendet.

Als der König die Nachricht ihres Todes erhielt, war er dem Wahnsinn nahe. Mehrere Tage schloß er sich in seine Gemächer ein und versagte selbst den Ministern den Zutritt. Nach und nach gelang es zwar den unabweislichen Forderungen der Regierungsgeschäfte und dem eigenen Thätigkeitstrieb des Königs, die Wucht dieses großen Schmerzes von seinem Gemüth zu heben, doch man sah seit jener Zeit selten mehr ein Lächeln auf seinem Gesicht.

Eine Woche nach dem Tode der Gräfin Königsstein verließ Lady Arran und ihre Nichten, von Argyle begleitet, London, um nach Paris zu gehen, wo Sir Allan und Crawford bald die Freude hatten, sie willkommen zu heißen.

„Meine gute, theure Tante,“ rief der Baronet, der Gräfin Arran die Hand küßend, „wie soll ich Ihnen so viele Güte danken?“

„Ja, das weiß ich nicht, Allan, müßte's denn dadurch sein, daß Du Alicen ein guter, braver Ehemann wirst. — Aber, wie hat Paris sich verändert — freilich, ich war zum letzten Mal hier gleich nach meiner Hochzeit, das war zu Ludwig's XIV. Zeiten.“

„D ja, Paris ist etwas verändert,“ antwortete der Baronet lächelnd — „aber bei Hofe werden Sie sich doch vorstellen lassen, natürlich!“

„Wer, ich —“ rief die Lady mit dem Tone des Abscheus, „ich sollte mich in die Zirkel mischen, wo die Dirne, die Marquise von Pompadour, wie sie sie nennen, umherstolzirt. Pstui, Allan, pstui, ich dachte, Du solltest mich doch besser kennen. Scarron's Wittwe, die Maintenon, war mit seinem Großvater verheirathet, dadurch wurde die Sache ein bisschen anständig, wenn's auch nicht recht richtig war. Aber Ludwig XV., der schämt sich gar nicht, wie ich höre, öffentlich so ein sittenloses Verhältnis zu unterhalten. Ich werde dem Dauphin meine Hofsrucht bezeugen, das will ich schon thun, aber mit dem Hofe bleibe mir vom Leibe. Ich hab' davon genug gesehen zu meiner Zeit. Aber Alice,“

fügte sie hinzu, „gib doch nun Deinem Better die Documente, die ihm sein Eigenthum sichern.“

Das glückliche Mädchen legte die Papiere in die Hand ihres Verlobten. „Dies ist das letzte Geschenk der Gräfin Königsstein,“ bemerkte sie, „sie gab es mir auf ihrem Sterbebett. O, sie hat ein edles Herz!“

„Das hat sie,“ erwiderte Sir Allan. „Wie viel that sie für uns, und einzig aus dem Gefühle der Dankbarkeit.“

Die Gräfin Arran räusperte sich kurz.

„Nicht aus Dankbarkeit, sondern aus Liebe,“ flüsterte Alice Sir Allan ins Ohr. „Sie gestattete mir, es zu sagen nach ihrem Tode.“

Manche Thräne stieß dem Andenken der unglücklichen Geliebten des Königs von England, und nur aus dankbarer Rücksicht auf sie schoben die Liebenden ihre Vermählung noch eine Zeit lang hinaus. Als sie endlich stattfand, war es der Prinz Karl Eduard, der in der Capelle zu Versailles die Bräute ihren Verlobten zuführte; die Gräfin Arran gab beiden Paaren ihren mütterlichen Segen und freute sich noch manches Jahr des Glückes Derer, welche in ihrem Herzen die Stelle der Kinder einnahmen.

Ehe wir diese Erzählung schließen, wird es nötig sein, dem Helben derselben noch einmal zu folgen, dem jungen Chevalier, an dessen Schicksal der Leser ohne Zweifel Antheil genug genommen, um einen solchen Nachtrag gerechtfertigt zu finden.

47. Capitel.

Oft, sehr oft schaffte das wirkliche Leben seltsamere Bilder und Ereignisse, als die Dichtung, und kein Leben giebt dafür wohl einen stärkeren Beweis, als das an Wechsel und Abenteuern so reiche des Prinzen Karl Eduard. Geboren mit einem stolzen Namen, mit Ausichten und Ansprüchen auf eine hohe Stellung, schien dennoch das Schicksal stets es sich zum besondern Vergnügen zu machen, das ersehnte Ziel ihm dicht vor Augen zu halten, so nahe, daß er es fassen zu können glaubte, um dann ihn um so bitterer zu täuschen. Hätte Frankreich das Versprechen erfüllt, welches sein Monarch den Stuart's gegeben, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß dieselben unter den Regentenfamilien Europa's ihren frühern Platz wieder eingenommen. Doch sie sollten unglücklich sein. Hilfe und Rath kam ihnen stets zu spät.

Die Schiffe, welche den Prinzen und die anderen flüchtigen Schotten bei Lochanaugh an Bord genommen, landeten nach einer glücklichen Fahrt an Frankreich's Küste. Ursprünglich war es des Prinzen Absicht gewesen, nach Nantes zu gehen, und hätte er diesen Plan ausgeführt, wäre er einem britischen Schiff, von Admiral Lestock befehligt, begegnet. Die Verfolgung zweier englischen Kriegsschuluppen, denen er, von dichtem Nebel begünstigt, glücklich entwich, vermachte ihn, die Richtung zu ändern, und so landete er denn am 29. September bei Morlair, von wo aus er unverzüglich an seinen Vater und seinen Bruder schrieb, um sie von seiner Ankunft zu benachrichtigen.

Er war bei seiner Ankunft in Frankreich von dem Gedanken durchdrungen, der ihn auch nach der Niederlage bei Culloden wohl nie ganz verlassen, daß die französische Regierung ein Heer ihm zur Unterstützung rüsten werde, und aus diesem Grunde besonders wünschte er zugleich den König zu sprechen, um sein Begehren in Anregung zu bringen.

Er verweilte also nur zwei Tage in Morlair, um zu ruhen, und setzte dann seine Reise fort nach Paris. Kurz vor der Stadt traf er einen Trupp junger Edelleute unter Anführung seines Bruders, die ihm entgegen kamen, ohne ihn jedoch gleich zu erkennen, denn er hatte sich bedeutend verändert in der Zeit seiner Abwesenheit, und zwar nicht zum Nachtheil; das Wetter und die Strapazen des Krieges hatten seinen Zügen einen männlichen Ausdruck gegeben, seine ganze Gestalt kräftiger und muscülöser gemacht. Als der rückkehrende Wanderer sich zu erkennen gab, schloß Prinz Heinrich ihn mit herzlichster Liebe in die Arme, und die ihn begleitenden jungen Edelleute stimmten ein in das freudige Willkommen.

Die Regierung hatte das Schloß St. Antoine zum Empfang des Prinzen hergerichtet lassen, war jedoch nicht geneigt, ihn öffentlich als Prinz-Regenten von Britannien aufzunehmen, und als er förmlich um eine Audienz beim König, welcher damals sich in Fontainebleau aufhielt, nachsuchte, ward ihm diese nicht öffentlich, sondern vielmehr als ein Privatbesuch bewilligt. Die Ursache dieses Benehmens lag darin, daß Frankreich, durch mehrfache kriegerische Verluste, namentlich zur See, geschwächt, die Nothwendigkeit eines Friedens mit Großbritannien einzusehen begann. Ludwig XV. wollte daher dem englischen Hofe so wenig als möglich Veranlassung zur Klage geben, konnte aber gleichwohl nicht umhin, dem seltsamen Geschie und dem ritterlichen Verhalten des jungen Prinzen Theilnahme und Bewunderung zu zollen.

Da dem Prinzen Karl Eduard nun nicht gestattet ward, öffentlich als Regent von England dem Könige seine Aufmerksamkeit zu machen, so beschloß er, seinen Besuch wenigstens so auffallend als möglich einzurichten. Er erschien in Fontainebleau in prachtvoller Equipage, in reicher Kleidung, in Begleitung des Lord Escho und Ogilvie, seines Secretairs Mr. Kelly, des ältern Lochiel und mehrerer anderer Freunde, die in anderen Equivagen folgten. Der König Ludwig XV., welcher ihn zum ersten Mal in seinem Leben sah, empfing den Prinzen mit einer herzlichsten Umarmung und einer höflichen Anrede, welche der durch Höflichkeit ausgezeichneten Nation vollkommen würdig war.

„Mein theurer Prinz,“ sprach Ludwig, „ich danke dem Himmel, daß er mir die außerordentliche Freude gönnt, Sie nach so vielen Gefahren und Mühseligkeiten sicher zurückgeführt zu sehen. Sie haben bewiesen, daß Sie die großen Eigenschaften des Helben und Philosophen in sich vereinigen, und ich hoffe, einst wird der Tag kommen, der Ihnen ungewöhnlichen Verdiensten den Lohn bietet.“

Nach kurzem Aufenthalt beim König begab sich der Prinz in die Gemächer der Königin, welche ihn ebenfalls huldvoll empfing. Der ganze Hof überhäufte ihn mit Glückwünschen, und er und seine Begleiter soupirten diesen Abend im Palast.

Die Regierung hatte bereits von dem traurigen Zustand der schottischen, nach Frankreich geflüchteten Officiere Kenntniß genommen und die Summe von 34 000 Pfund zur Verteilung unter dieselben bestimmt. Eine andere große Summe ward unter die der Person des Prinzen attachirten Officiere, an den jüngern und ältern Lochiel, Lochgarry, John Roy Stuart, ihrem Range nach, verteilt,

Lord Douglas, sogar zum Commandeur eines Regiments ernannt. Als der Prinz mit dem Gesuch einer neuen Expedition, einen Sunstein hervortrat, ward ihm mit Kälte begegnet. Nachdem Karl Eduard noch zwei Mal mit dem Könige eine Unterredung gehabt, überreichte er ihm eine Schrift, in welcher er jenen höchsten Wunsch seines Herzens seiner Majestät aufs Dringendste empfahl. Er erklärte darin, daß die Schotten, durch die Härte der gegenwärtigen Regierung an den Rand des Glücks getrieben, bei jedem fernern Landungsversuch mit geeigneter Kriegsmacht sich in dreifach großer Zahl ihm anschließen würden; er sprach darin die Ueberzeugung aus, daß eine mächtig große Armee regulairer Truppen hinreichend sei, dem Volke von Großbritannien das Abwerfen des verhassten Joche zu ermöglichen. 18,000 oder 20,000 Mann würden genügen sein, und diese beehrte der Prinz von der französischen Regierung.

Der Gedanke einer Erneuerung des Krieges ging indes nicht allein in der ehrgeizigen Seele des Prinzen auf, sondern wurde von seinen schottischen Freunden gleichfalls mit Eifer genährt, von keinem mehr, als dem jüngern Lochiel, der lange Zeit das ihm angebotene französische Regiment ausschlug, um dadurch der Vermuthung vorzubeugen, als habe der Prinz keine Unterstützung mehr von Frankreich zu erwarten. In Wahrheit ging die Regierung auf das Begehren Karl Eduard's nicht ein, ergingen ein, doch dieser, stets noch hoffend, schrieb auch an den König von Spanien, der Condolation um den Tod des kürzlich verstorbenen Monarchen Philipp V. den Wunsch hinzufügend, der königliche Sohn möge die Freundschaft, die sein Vater den Stuart's bewiesen, nicht erkalten lassen.

Als die Weigerung des französischen Hofes, ihm mit thätiger Hilfe beizustehen, dem Prinzen endlich bestimmt einleuchtete, verließ ihn seine bisherige Mäßigkeit gänzlich. Jeder leidenschaftlich genährte Wunsch, dem sich unübersteigliche Hindernisse entgegensetzten, übt einen störenden Einfluß auf das menschliche Gemüth; so schreibt sich denn auch die Umwälzung in Karl's Charakter von dieser Zeit her, eine Umwälzung, die in der That leider so groß war, daß man in mittlerem und höherm Alter keine Spur des edeln, hochherzigen, heldenmüthigen Jünglings mehr entdeckte, welcher 1745 die hochländische Armee anführte.

Sein Vater machte ihm die ernstlichsten Vorwürfe über den Ton, welchen er gegen den französischen Hof annahm, doch vergebens. Eben so wenig nahm er Rath an von den zahlreichen edeln und würdigen schottischen Officieren, welche in Paris gegenwärtig waren; sein einziger Rathgeber blieb sein Secretair Kelly, ein des Vertrauens sehr unwürdiger Mann.

Ende Januar 1747 verließ er Paris und ging nach Avignon, gegen den Willen mancher seiner Freunde, welche diesen Schritt als öffentlichen Bekenntniß anjahen, daß er seine Sache für hoffnungslos halte. In Wahrheit aber beabsichtigte er eine heimliche Reise nach Madrid, um zu versuchen, ob Ferdinand VI. ihm vielleicht die Unterstützung gewähre, die ihm von Ludwig XV. versagt blieb. Er erreichte Spaniens Hauptstadt Anfang März, ward vom König höchlich empfangen, sprach diesem sein Begehren aus, mit Mannschaften, Waffen und Kriegsschiffen unterstützt zu werden zur Wiedereroberung seiner Rechte, erhielt jedoch die Antwort, daß Spanien gegenwärtig keine Kriegsschiffe missen könne. Obgleich die anderen Punkte seines Gesuchs scheinbar günstiger aufgenommen wurden, so fand er doch in Kurzem, daß er vergebens gebeten, und kehrte am 24. März nach Paris zurück.

Hier erneuerte er seine Forderungen an den französischen Hof, doch abermals ohne Erfolg. Bald nach seiner Rückkehr nach Paris machte er auch den Plan, der Czarin von Rußland seine Hand anzubieten unter der Bedingung, daß sie ihm ihre Hilfe zusage, ein Plan, den sein Vater, als nicht im geringsten zum Ziele führend, gänzlich verwarf und den Sohn von der Ausführung desselben zurückhielt.

Aus allen diesen Unternehmungen geht hervor, mit welchem Eifer Karl Eduard strebte, sich wieder an die Spitze einer Expedition in Großbritannien zu stellen, und wie sehr er die jetzige Zeit zum Gelingen seiner Pläne geeignet hielt; daher fürchtete er zwei Dinge über Alles, weil sie jeden neuen Eroberungsversuch unmöglich machen mußten, nämlich den Frieden zwischen Frankreich und England, den die Franzosen endlich wünschten, und die vollständige Unterjochung und Entwaffnung der schottischen Hochländer durch die britische Regierung, ein Ereigniß, welches auch seine englischen Anhänger gänzlich entmüthigen mußte, da ohne Unterstützung der kriegerischen Schotten an eine Restauration der Stuart's nicht zu denken war.

Kein Wunder also, daß Karl unter der Last dieser Besürchtungen seufzte. Der Frühling verging, der Sommer kam, und noch war keine Aussicht, daß Frankreich ihm die begehrten Truppen bewilligen werde. Die französische Regierung bot dem Prinzen eine hohe Pension an, die er jedoch ausschlug, und der junge Lochiel übernahm nur mit Widerstreben das Commando des ihm angetragenen Regiments.

Zu dieser Zeit, im Juni 1747, als Karl Eduard schmerzlich litt unter seiner Ohnmacht und Abhängigkeit von der Gunst fremder Höfe, zu dieser Zeit geschah es auch, daß sein Bruder Heinrich, mit seines Vaters voller Zustimmung, Geistlicher ward, und vom Papste den Cardinalshut annahm. Karl wüthete, als er von diesem Schritt hörte, der, wie er voraussetzte, seinen Ansprüchen in England den größten Schaden thun, und überdies als ein schweiges Bekenntniß angesehen werden mußte, daß die Familie Stuart auf die Krone verzichtete. So sehr Karl früher seinen Bruder geliebt, so gänzlich verbannte er ihn jetzt aus seinem Herzen, ja er konnte es seinem Vater kaum verbergen, daß sein Einfluß den Bruder in diesem Entschlusse bestärkte.

Monate vergingen, während welcher wenig vom Thum des Prinzen zur Kenntniß seines Vaters noch des Publicums gelangte. Die Heimlichkeit, welche er bei seinen Wanderungen in den Hochlanden so vielfach geübt, wenn er von einem Schlupfwinkel zum andern, von einem Freunde zum andern floh, suchte er jetzt wieder hervor, wenigleich zu anderen Zwecken, wie überhaupt die Heimlichkeit später einen hervorsteckenden Zug seines Wesens bildete.

Man legte ihm zur Last, daß er sich mehr über die von den Engländern, als über die von den Franzosen, seinen Verbündeten, gewonnenen Siege freue; wie seine Gedanken hierüber gewesen sein mögen, ist schwer zu ergründen, doch so viel ist gewiß, daß er Ludwig XV. brieflich zu seinen Siegen gratulirte.

So viel in seinen Kräften stand, unterstützte er die ar-

men schottischen Edelleute, welche in Frankreich Zuflucht gesucht; doch in diese Zeit, in das Jahr 1747, fällt auch zuerst die Wahrnehmung von des Prinzen unglücklicher Neigung zum Trunk, welche seine späteren Lebensjahre so sehr verdunkelte. Ohne Zweifel hatte das kriegerische Leben in den Hochlanden, wo der Genuß starker Getränke zur Tagesordnung gehörte und bei den Strapazen des Krieges nicht wohl umgangen werden konnte, den ersten Grund zu der Gewohnheit des Trinkens gelegt, die erst später in unbezwingliche Neigung ausartete.

Im Frühling 1748 nahmen Frankreichs Friedenswünsche eine bestimmte Form an, und da der König zuvörderst auf die ihm gemachten Vorschläge einging, kamen die kriegführenden Mächte überein, einen Congress zu Aachen zu halten. Karl sah in diesen Ereignissen den Todesstoß seiner Hoffnungen, doch, von Leidenschaft verblindet, hatte er nicht die Klugheit, mit Ergebung sich in ein Schicksal zu finden, das abzuwenden nicht in seiner Macht stand. Während des Sommers, da die Unterhandlungen stattfanden, wurde erwartet, er werde sich schnell aus Frankreich hinweg begeben, da kein Zweifel blieb, daß der König von Frankreich jerner verbindert sein würde, ihm Asyl zu gewähren. Trotzdem aber miethete der Prinz ein schönes Haus auf dem Theatiner Quai und richtete sich ein in einer Weise, welche seine Absicht, in Paris zu bleiben, vollständig an den Tag legte. Sprach Jemand mit ihm von den Friedensunterhandlungen, so affectirte er Gleichgültigkeit und ging auf ein anderes Gespräch über. Dies war noch nicht Alles. Er ließ sogar eine Medaille prägen, welche auf einer Seite seinen Kopf, auf der andern eine Anzahl Schiffe zeigte mit den Worten: „Amor et spes Britanniae“ (Britanniens Liebe und Hoffnung). Für Frankreich lag eine offene Beleidigung in diesem Act, da es durch die englische Marine sehr viel gelitten. Die Minister empfanden ihn daher sehr übel und drangen in den König davon Notiz zu nehmen, doch dieser weigerte sich, um den Prinzen nicht noch mehr in Verzweiflung zu treiben.

Der Prinz von Conti, ein sehr stolzer Edelmann, redete Karl Eduard in den Luxemburg-Gärten an, und erwähnte in scherzhafter, etwas höhniischer Weise die Medaille. „Die Devise paßt nicht recht, Hoheit,“ sprach Conti spottend, „denn die britische Seemacht hat sich nicht sehr freundschaftlich gegen Sie bewiesen!“

„Sehr wahr, Prinz,“ entgegnete Karl Eduard, „aber dennoch nehme ich für die englische Seemacht gegen alle ihre Feinde, welche sie auch seien, Partei. — Denn immer betrachte ich den Ruhm Englands als meinen eigenen, und sein Ruhm ist in seiner Seemacht.“

In vortheilhaftem Lichte erschien der Prinz Karl Eduard wiederum in dem Protest, den er, zur Wahrung seiner Rechte, den Repräsentanten der verschiedenen Mächte zu Aachen vorlegen ließ. Dieses Document, vom 16. Juli von Paris aus datirt, protestirt gegen Alles, was die Versammlung zur Unterdrückung oder Verminderung der gesetzlichen Rechte seines geehrten Vaters und Herrn sagen, thun, oder festsetzen möge, und erwähnt dabei des von seiner Familie erlittenen Unrechts, so wie der ihm von seinem Vater übertragenen Macht. „Wir erklären,“ spricht er im Verlauf der Schrift, „daß wir als null und nichtig betrachten und stets betrachten werden Alles, was zu Gunsten und Anerkennung eines andern Beherrschers von England, als des erhabenen, erlauchten König James III., Unserer hochverehrten Vaters und Herrn, oder dessen nächstem Erben, festgesetzt wird. Schließlich erklären wir, daß alle Unterthanen Unserer verehrten Herrn und Vaters, besonders die, welche uns Beweise ihrer Zuneigung an unsere königliche Familie und an die ursprüngliche Landesverfassung gegeben haben, uns theuer bleiben werden, daß nichts die aufrichtige, lebendige Liebe zu ihnen unterdrücken soll, welche uns von der Geburt an begleitet, und daß Unser Dank für ihre Treue, ihren Eifer und ihren Muth nimmer in uns erlöschen soll. Weit entfernt, jemals den Vorwürfen Gehör zu geben, welche darauf ausgehen, diese unzerstörbaren Bande zwischen uns und Unserm Volk zu schwächen, werden wir im Gegentheil uns stets innig demselben verpflichtet fühlen, Alles wohl beachten, was zu seinem Glück dienen könnte, und stets bereit sein, den letzten Tropfen Unseres Blutes zu vergießen, um es von fremdem Joch zu befreien.“

Herr v. Montesquieu, dem Karl eine Abschrift dieses Documentes zu nehmen gestattete, sagte ihm viel Lobendes über die Einfachheit, die Würde und die Beredsamkeit, welche er darin entfaltet.

Der Prinz sandte auch eine Copie dieses Protestes an den König von Frankreich mit der Versicherung, daß er, wenn auch zur Vertbeidigung seiner Rechte genöthigt, doch vor der geheiligten Person Sr. Majestät die größte Ehrfurcht hege, und hoffe, Seine Freundschaft nie zu verlieren.

Unterdessen war bekannt geworden, daß der Friedensvertrag Clausein enthalte, welche Karl längeres Verweilen in Frankreich nicht gestatteten. Da der König sah, daß der Prinz nicht, wie zu erwarten stand, freiwillig das Land verlasse, so schickte er den Cardinal von Tencin an ihn ab mit der Instruction, den Prinzen auf möglichst schonende Weise von der Nothwendigkeit seiner Entfernung zu überzeugen. Der Cardinal führte seinen Auftrag mit der größten Discretion aus, doch Karl gab ihm nur ausweichende Antworten, und der Abgesandte mußte sich zurückziehen, ohne einen genügenden Bescheid über die Entschlüsse Sr. Hoheit empfangen zu haben. Der König wartete einige Tage in der Hoffnung, Karl werde abreisen, doch als dies nicht geschah, sandte er einen andern Boten mit dem Auftrage größerer Dringlichkeit. Diesmal fiel die Wahl auf den Herzog von Savoyen, Gouverneur von Paris, der außer der Weiung, des Prinzen Abreise zu fordern, noch eine carte blanche empfangen, auf welche Karl jede beliebige Summe schreiben sollte, die er als Pension wünschte. Der König wollte sie ihm gewähren, wenn der Prinz sich seinem Begehren gehorsam zeigte. Als jedoch der Abgesandte seine Botschaft vortrug, behandelte Karl ihn nicht unzweideutiger Verachtung. „Bon Pension ist hier gar nicht die Rede,“ rief er, „ich will nichts, als daß der König mir sein Wort halte.“

Der Herzog setzte ihm die Verträge auseinander, welche seine Entfernung aus Frankreich forderten, doch Karl seinerseits berief sich auf den frühern Vertrag zwischen Sr. Allerhöchsten Majestät und ihm, durch welchen sie gegenseitig sich verbündet.

Da der Herzog von Savoyen auf diese Weise unverrück-

teter Sache zurückkehrte, ward der Graf Maurepas und nach diesem der päpstliche Nuntius mit derselben Botschaft abgesandt, ja der König schrieb einen eigenhändigen Brief an den Prinzen. Doch Alles ohne Erfolg.

Da keine Partei sich bewegen wollte, diese seltsamen Vorgänge geheim zu halten, so war die Kunde davon bald über ganz Europa verbreitet. In Paris war das Interesse dafür so groß, wie es sich kaum bei irgend einer andern Gelegenheit gezeigt. Ein junger Mann in so eigentümlichen Verhältnissen, welcher der Macht des großen Monarchen trogte, mußte natürlich in diesen Kreisen durch seine Kühnheit in Staunen setzen. Seine Thaten in Schottland, der Zauber seiner persönlichen Erscheinung, hatte die Pariser schon längst zu seinen Bewunderern gemacht, doch diese Bewunderung erreichte den höchsten Grad durch die Trübsale, die der Prinz zu erdulden hatte. Karl Eduard war jetzt in Paris Gegenstand höhern Interesses, als der König selbst. Erschien er auf den öffentlichen Spaziergängen, so schaute sich ein förmlicher Hofstaat um ihn, kam er ins Theater, so ward er der einzige Gegenstand der Schaulust. Seltam, immer und überall schien er der Einzige, welchem sein Schicksal nicht zu Herzen ging; heiter und unbefangen, als belaste kein Kummer seine Seele, unterhielt er sich mit den ihn umgebenden Herren, während Aller Augen mit mitleidvoller Bewunderung an ihm hingen, und seinem Geschick manche Thräne flos.

Dieses vom Publicum so rüchhaltslos ausgesprochene Wohlgefallen an dem erlittenen Prinzen war dem König durchaus nicht angenehm, viel weniger den Ministern. Ja, es gab auch noch andere Personen, die sich dadurch beleidigt fühlten; Lord Cathcart und Carl von Suffer nämlich, zwei britische Edelleute, die sich in Paris aufhalten mußten als Geiseln, um die Wiedererstattung des Cap Breton an die Franzosen, seine ursprünglichen Besitzer, sicher zu stellen. Karl hatte sich öffentlich mit Bitterkeit geäußert, daß die britische Regierung sich verabsäume, Geiseln an Frankreich zu stellen, und den beiden Gentlemen konnte es nicht entgehen, daß man sie mit schlecht verhehlter Verachtung behandelte, während dem offenen Feinde ihres Landes überall mit der höchsten Achtung begegnet ward.

Darüber im Innersten verlezt, beklagten sie sich bei dem König von Frankreich, daß er einen wichtigen Artikel des Vertrages noch nicht erfüllt. Der König entgegnete ihnen, er warte in dieser Beziehung nur die Rückkehr eines Botschafters von Rom ab, welcher ihm Antwort auf einen Brief an den alten Präbidenten bringen sollte. Sobald dieser Brief, worin er den Vater Karls ersucht, seine Autorität zur Abberufung des Sohnes geltend zu machen, nicht den erwarteten Erfolg habe, so werde er ernstere Maßregeln ergreifen.

Der Gesandte des Königs kehrte am 9. December 1748 von Rom zurück mit einem Briefe des alten Chevalier, in welchem ein anderer unter offenem Siegel an seinen Sohn enthalten, worin er diesem befahl, den Wünschen des Königs zu gehorchen. Ludwig, nachdem er diese letztere Epistel gelesen, sandte sie an Karl, um ihm noch eine Gelegenheit zu geben, seinen Gehorsam in des Königs Willen anzukündigen. Doch der unbeugsame Prinz hielt es für gerathen, selbst gegen seines Vaters Willen auf seiner Ansicht zu bestehen. Er erklärte offen, daß weder Verbeikungen noch Pensionen, noch sonstige Vortheile ihn bewegen könnten, auf seine Rechte zu verzichten, daß er im Gegentheil entschlossen sei, bis zum letzten Augenblick nach deren Wiedererlangung zu streben.

Sobald der König erfuhr, daß der Prinz nicht geneigt sei, Paris zu verlassen, berief er einen Staatsrath, welcher beschloß, den Prinzen zu arretriren und ihn mit Gewalt aus dem Königreich zu bringen.

Ludwig war ernstlich betrübt, den unglücklichen Bundesgenossen respectwidrig behandeln zu müssen, und hegte noch immer eine so warme Zuneigung für ihn, daß er, da der Arrestbefehl zur Unterzeichnung ihm vorgelegt ward, traurig ausrief: „Armer Prinz! Wie schwer ist es für einen König, ein treuer Freund zu sein!“

Am 3 Uhr Nachmittags ward der Befehl unterzeichnet, und noch vor Abend ging die Nachricht davon durch Paris wie ein Lauffeuer. Einer von des Prinzen Anhängern theilte ihm die Kunde mit, doch er schenkte ihr keinen Glauben, oder that vielmehr so, als glaube er sie nicht.

Als Allan Glencairn und Crawford hörten, daß die Gesetze der Gastfreundschaft und die Würde des Unglücks in der Person des Prinzen so arg beleidigt werden sollten, eilten sie zu ihm und boten ihm ihre Dienste an.

„Danke, Danke!“ rief Karl. „Ich will Sie nicht mit hinabziehen bei meinem Fall. Es wäre ein nutzloses Opfer. Uebrigens,“ fügte er stolz hinzu, „Louis hat bis jetzt nur gedroht, er wird die der Königswürde schuldige Ehrfurcht in meiner Person nicht so ungeheuer verletzen.“

Sir Allan schüttelte das Haupt. Dogleich erst kurze Zeit in Frankreich anwesend, hatte er doch bereits die Ueberzeugung erlangt, daß Ludwig XV. jeder niedrigen Handlung fähig sei.

Abermals drangen Crawford und Allan in den Prinzen, ihre Dienste anzunehmen; sie wurden dankbar, doch fest, abgewiesen.

„Da Ihre Hoheit,“ bemerkte Crawford, „nun über unsere Ergebenheit nicht in Zweifel sein können, werden Sie uns verzeihen, wenn wir, im Vertrauen auf frühere Freundschaft und Waffenbrüderschaft, uns die Freiheit nehmen, unbegehrten Rath zu ertheilen.“

„Reben Sie!“ sprach der Prinz.

Die Freunde zögerten eine Weile.

„Reben Sie offen!“ wiederholte Karl.

„Da Ihre königliche Hoheit es erlaubt, so bitten wir, Sie möchten in Erwägung ziehen, ob es nicht würdiger gehandelt sei, freiwillig ein Land zu verlassen, das Ihnen Gastfreundschaft verweigert?“

„Und seine heiligen Verträge bricht,“ fügte der Baronet hinzu.

„Ich weiß, ich fühle Alles, was Sie sagen wollen,“ rief der Prinz mit Bitterkeit. „Aber ich will meinen Vetter Louis zu dieser Schleichheit zwingen. Mag er seinen Vertrag brechen und Europa das Schauspiel geben, einen königlichen Prinzen, seinen Gast, in seiner Hauptstadt wie einen Schurken festnehmen zu lassen! Die Geschichte wird mich rächen. Meine Freunde,“ fügte er hinzu, „ich weiß so gut wie Sie, daß die Beleidigung wirklich stattgefunden wird, obgleich ich daran zu zweifeln scheine. Ihre Freundschaft kann mir hier nicht beistehen, denn ich denke nicht daran, mich zu wider-

setzen. Beim Andenken an unsere Vergangenheit beschwöre ich Sie, lassen Sie mich allein meinem Schicksal entgegen gehn.“

Mit schwerem Herzen verließen ihn die Freunde, und Karl Eduard ging diesen Abend in die Oper mit noch geringerer Begleitung als sonst.

Die Vorbereitungen zu seinem Arrest waren seinem Range angemessen, oder vielmehr ganz im Verhältnis zu der großen Anhänglichkeit, welcher er sich zu erfreuen hatte. Nicht weniger als 1200 Gardisten wurden um den Hof des Palais Royal postirt. Eine große Zahl Sergeanten und Grenadiere mit Kürassen und Helmen füllten die Zugänge zum Opernhaus, Soldaten der Stadtpolizei standen in allen Straßen, die Wagen aufzuhalten. Grenadier-Sergeanten waren, als die kühnsten, ausersählt, den Prinzen zu ergreifen. Zwei Compagnien Grenadiere wurden in dem Küchenhof aufgestellt, wo der Herzog von Biron, Commandeur der französischen Garde, dem die Oberaufsicht übertragen war, in einem Wagen verkleidet sich aufhielt, um den Ausgang des Unternehmens abzuwarten. Die Musquetaire hatten Ordre, sich ritterlich zu halten, und Truppen standen auf der Straße vom Palais Royal nach dem Staatsgefängniß von Vincennes, wohin der Prinz gebracht werden sollte. Peile und Leitern wurden herbeigeschafft, Schlosser standen bereit, für den Fall, daß er in ein Haus flüchte, und auf dem Wege der Belagerung ergreifen werden müsse. Ein Arzt und drei Wundärzte waren gleichfalls zur Stelle, bei vorkommenden Verwundungen ihre Hilfe zu spenden.

In diese wohl vorbereitete Schlinge trat Karl Eduard mit der ganzen Kühnheit eines Verzweifelnden. Umsonst rief ihm noch auf dem Wege zur Oper eine warnende Stimme zu, daß das Opernhaus besetzt sei; er fuhr demohnerachtet wie gewöhnlich vor. Doch kaum hatte sein Fuß den Boden berührt, als sich sechs in Civillieder geküllte Sergeanten seiner Person bemächtigten und ihn von der Straße in den Hof des Palais Royal trugen. Die Soldaten hielten unterdeß die vorrängende Menge mit ihren Bajonetten zurück, und arretrirten die wenigen Personen in des Prinzen Begleitung.

Als Karl Eduard im Hof des Palais Royal angekommen, näherte sich der Major von Vandrenil, von dem Herzog von Biron beauftragt, Sr. Hoheit und sprach:

„Prinz, Ihre Waffen! Ich arretrire Sie im Namen des Königs!“

Karl, jetzt wieder auf seinen Füßen stehend, präsentirte augenblicklich sein Schwert, doch damit noch nicht zufrieden, untersuchten die Soldaten seine Kleidung noch genauer, fanden ein Paar Pistolen und einen Dolch, die sie, so wie ein Buch und ein Federmesser, ihm gleichfalls wegnahmen. Hierauf banden sie ihn mit einer seidenen Schnur, deren der Herzog von Biron zehn Ellen mitgebracht, und brachten ihn eiligst in einen Miethwagen, der, von starker Wache begleitet, den Gefangenen seinem Bestimmungsorte zuführte.

Unterdessen begab eine andere Abtheilung Militair sich in seinen Palaß, arretrirte seine Dienerschaft und brachte sie nach der Bastille, von wo sie übrigens bald entlassen wurde.

Karl ward nach dem Schloß Vincennes in eines der oberen Zimmer, ein kleines Gemach, gebracht, wo man ihn der Ruhe überließ. Ein einziger Freund war bei ihm, der treue Neil Macdchan, welcher ihn auch auf seiner Wanderung durch die Insel Ethe begleitete.

So lange noch ein Soldat oder ein französischer Officier gegenwärtig, hatte der Prinz seine stolze Miene behalten, und in stolzen Worten gesprochen, um zu zeigen, daß er über seinen Unglück stehe. Doch als er endlich in dem kleinen Raum allein gelassen ward, nur einen Freund neben sich, der ihn beobachten konnte, da sank er erschöpft auf einen Stuhl, hielt die Hände vor das Gesicht und rief, in Thränen ausbrechend: „O, meine treuen Hochländer! Ihr hättet mich nicht so behandelt — wollte Gott, ich wäre noch bei Euch!“

Bis zum 15. blieb Karl in diesem Gemach, dann ward er, auf sein Ehrenwort, den französischen Boden nicht wieder zu betreten, von Vincennes unter militairischer Begleitung in kurzen Stationen nach Avignon gebracht.

Es ist eine rührende, man möchte sagen versöhnende Erscheinung in dem Leben des unglücklichen Karl Eduard, daß er in einjamen Stunden, namentlich in der letzten Zeit seines Daseins, so gern auf der Sackpfeife jene Melodien spielte, die in den Hochlanden einst im Bivouac ihn ergöhten, oder ihn zum Siege führten. Eine schöne Sammlung solcher Pfeifen, mit Silber ausgelegt, die Säcke mit seidenem Tartan überzogen, ihm einst gehörig, war kürzlich noch im Besitz eines schottischen Edelmanns. Ueberhaupt war der Prinz ein leidenschaftlicher Musikkunstfreund, und der Musiker Domenico Corri, der ihn in Rom bei den von dem englischen und einheimischen Noel gegebenen Concerten kennen lernte, giebt einige interessante Notizen über Karl Eduards spätere Lebensjahre. In seiner von ihm selbst erzählten Lebensgeschichte spricht der genannte Musiker unter andern folgendermaßen:

„Es war zur Zeit des Pontificats Ganganelli's, der dem Prinzen Karl Eduard, dem Präbidenten, Bruder des Cardinals York, befreundet war. Der Prinz gab dem Adel häufig Concerte, deren Leitung mir übertragen ward. Schon zwei Jahre vor dieser Zeit hatte ich mit dem Prinzen Karl häufig verkehrt; er lebte damals ganz zurückgezogen, da der damalige Papst den von ihm beanspruchten Titel nicht anerkannte, und sah selten Jemand bei sich. In dieser seiner Zurückgezogenheit füllte der Prinz die Stunden mit Arbeit und Musik aus, welche Kunst er außerordentlich liebte. Ich blieb gewöhnlich des Abends bei ihm, der Prinz spielte das Violoncell, ich die Harfe; auch componirten wir kleine Musikstücke. Diese tête-à-tête hatten einen düstern Charakter. Das Zimmer, in dem wir saßen, war mit altem rothen Damast bekleidet, zwei Lichter erhellten es spärlich, und auf dem Tisch lagen zwei geladene Pistolen, die der Prinz von Zeit zu Zeit prüfte und wieder hinlegte. Wir wollten diese Instrumente durchaus nicht behagen. Daß Benehmen des Prinzen war übrigens immer mild, leutselig und liebenswürdig.“

Im September 1787, einen baldigen Tod voraussehend, legitimirte Prinz Karl durch ein von dem pariser Parlament ausgestellt Document seine natürliche Tochter, die er zur Gräfin von Albanien und zugleich zu seiner einzigen Erbin ernannte. Die letzte Zeit seines Lebens brachte er in Florenz in einem Palaß der Via Bastiana zu, welcher noch im Jahre 1818, als er der Herzogin von San Clementa gehörte, viele Kronen, Devisen und Zierathen aufzuweisen hatte, womit der Präbident während der Zeit, da er dort wohnte, ihn hatte schmücken lassen.

Am 13. Januar 1788 erlag der Prinz Karl Eduard einem Schlaganfall, und starb in den Armen eines treuen Freundes, Mr. Nairne, Sohn des verbannten Lord Nairne. Seine Ansprüche an den britischen Thron übertrug er seinem Bruder, dem Cardinal von York. Der Tod des Prinzen veranlaßte einen Paragraphen in den Zeitungen, machte aber sonst wenig Geräusch in der großen Welt. In Schottland jedoch, wo sein Name mit romantischen Ereignissen und historischen Erinnerungen verknüpft, blutete manches Herz bei der Nachricht, daß das letzte Glied des erlauchten Geschlechts nicht mehr sei.

Walter Scott gedenkt eines Edelmanns, Namens Stuart, welcher seinem Vater betrauert gewesen. Eines Tages in Trauer erscheinend, ward er gefragt, ob er einen Verlust in seiner Familie erlitten.

„Mein armer Chef!“ lautete die kurze Antwort, welche dennoch den Fragern vollkommen verständlich war.

Karl ward mit dem seinem Range gebührenden Gepränge in der Kathedrale von Frescati begraben, wo sein Bruder, der Cardinal York, residierte. Eine Urne, welche sein Herz enthielt, ward in derselben Kirche beigelegt und mit einer ausdrucksvollen Inschrift vom Abbe Felice versehen.

Ein in Schottland erscheinendes periodisches Werk veröffentlichte bald darauf folgende Verse, für ein dem Prinzen in Rom zu errichtendes Monument bestimmt:

In fremdem Lande, von Britanniern fern,
Sank nun der Stuart letzter Hoffnungstern.
Wohl manches Herz ihm eine Thräne weicht,
Und Fürsten fühlen ihre Endlichkeit.
Erkennt jetzt den Staub Karl Stuart's an,
Ihr Briten; habt ihr wenig doch gethan,
Wenn ihr dem Todten nun die Rechte gebt,
Wonach der Lebende umsonst gestrebt.

Viele, denen das Schicksal nie ernste Prüfungen auferlegt, wollen die Fehler, welche dem unglücklichen Prinzen in seinem spätern Leben anhängen, als Beweis anführen, daß er niemals einen edeln Charakter besessen habe, da er im Besitz eines solchen jeden elenden Trost in seinem Unglück verschmäht haben würde. Jedenfalls ist es unbedacht von Personen in gewöhnlichen Lebensverhältnissen, richten zu wollen über Menschen, deren Geschick so durchaus ungewöhnlich. Hat man doch sogar oft Gelegenheit zu bemerken, daß in den mittleren Regionen der Gesellschaft Charakterwürde, Fleiß und Geschicklichkeit zu Grunde geht, weil irgend ein Anspruch, der die Billigung der Gesetze nicht findet, den Geist dergestalt beschäftigt, daß die Kräfte desselben sich in vergeblichem Streben und Hoffen verzehren. Wie viel größer ist das Unglück, geboren zu werden mit der Aussicht auf das höchste Ziel menschlichen Ehrgeizes, es ewig vor Augen, und ewig neu entrückt zu sehen, kurz: geboren zu werden, wie Cardinal York sich ausdrückt, als König von Gottes Gnaden, doch nicht als König nach dem Willen der Menschen.

So ist es auch mehr als wahrscheinlich, daß bei Karl Eduard der stete Kampf der Hoffnung, die bitteren Täuschungen, und die mannigfachen Demüthigungen, die er erfuhr von Soldaten, die der Geburt nach nur seines Gleichen waren, daß diese Leiden seinen ursprünglich kräftigen Geist entnervten, welcher unter glücklicheren Verhältnissen sicher gute Früchte getragen.

G n d e.

Der Eierkuchen der Kaiserin.

Die Einfachheit der zweiten Gemahlin Napoleon's I., Marie Luise, ist bekannt, und diese lebenswürdige Einfachheit, eine Frucht ihrer Erziehung, begleitete sie in den Tuilerienpalast. Sie hatte die beneidenswerthe, bei fürstlichen Frauen gewiß seltene Eigenschaft, sich am Kleinen zu erfreuen, und ihre Natürlichkeit und Unschuld waren Vorzüge, welche nicht nur ihren kaiserlichen Gemahl, sondern Jeden, der ihr nahe treten durfte, bezauberte.

Eines Tages fiel es der Kaiserin ein, einen Eierkuchen zu backen. — Diese Freude an köchelnartigen Versuchen ist übrigens eine Eigenschaft, die Marie Luise mit vielen anderen bedeutenden Personen theilte, z. B. mit Condé, Vendôme und Ludwig XV.

Marie Luise ließ sich also das zu ihrem Vorhaben nöthige Geräth in den Salon bringen, wo im Kamin das Feuer brannte. Mit ihren zarten roßigen Fingern schlug sie die Eier in einen silbernen Napf, und ihr blaues Auge strahlte vor Freude bei dem Gedanken, selbst einen Eierkuchen zu backen. (Weiläufig gesagt, die Eier waren von Malmaison; Josephine pflegte dem Kaiser stets von dort solche zu schicken.)

Marie Luise schlug die Eier mit einer Anmuth, welche die Mehrzahl bürgerlicher Hausfrauen beschämt hätte, und ein reizendes junges Mädchen, Fräulein v. N., die der Kaiserin von Wien hierher gefolgt, stieß unterdessen Zucker in einem Mörtel.

Die Vorkehrungen waren nun beendet; die Butter ward in die Pfanne gethan, sie begann zu freischen und zu steigen, die Kaiserin goß die Eier hinein, und im Salon verbreitete sich jenes Küchenparfüm, welches einen Magen, der noch nicht das Mittagmahl eingenommen, so überaus angenehm berührt. Da trat der Kaiser plötzlich unangemeldet herein. Marie Luise, über die Pfanne im Kamin gebeugt, erschrock, und suchte dieselbe zu verbergen wie eine Schülerin, die vom Lehrer bei verbotenen Vergnügungen ertappt wird.

„Was treibt man denn hier?“ fragte der Kaiser; „es ist ein eigenthümlicher Geruch, wie nach Gebäck.“ Dann sich der Kaiserin nähernd, entdeckte er die über den Kohlen stehende Pfanne im Kamin.

„Wie, Sie backen einen Eierkuchen?“ rief er, „davon verstehen Sie ja nichts. Ich will Ihnen zeigen, wie man das macht.“

Der Kaiser schickte nun Fräulein v. N. nach einer Küchenschürze, band sich diese um und vollendete den von der Kaiserin begonnenen Eierkuchen. Doch leider war derselbe durch die Vernachlässigung einiger Minuten an die Pfanne festgekleeht, und wollte sich gutwillig nicht ablösen lassen. Na-

pooleon schnallt seinen Degen los, fährt mit der Spitze desselben unter den hartnäckigen Eierkuchen, und gibt diesem dann — so sehr fühlt er sich Meister — den üblichen Stoß mit der Pfanne. — Aber ach, der Kunstgriff mißlang. Eine Stelle des Eierkuchens hatte der Degen nicht von der Pfanne gelöst, und das köchelnartige Werk flog, statt in die Luft, auf die Erde. Die Kaiserin und Fräulein v. N. begrüßten dieses Unglück mit lautem Lachen, und Napoleon stimmte mit ein.

Jetzt ward ein junger Officier, Herr N. . . . gemeldet, der, mit einer Depesche von Herrn v. Caulaincourt, dem Gesandten in Rußland, beauftragt, den Kaiser augenblicklich zu sprechen beehrte. Die Depesche war sehr wichtig, und Herr v. Caulaincourt hatte seinem Courier die möglichste Eile empfohlen. Der arme junge Mann, den empfangenen Instructionen aufs Gewissenhafteste nachkommend, hatte an der Grenze den Wagen verlassen, sich aufs Pferd geworfen, um rascher fort zu kommen, und war nun zwar am Ziele, doch seit vier und zwanzig Stunden ohne Nahrung.

Napoleon ließ den Courier eintreten, trotz dem seltsamen Schauspiel, welches ihn hier erwartete, ja vielleicht sogar, um sich an der Ueberraschung des jungen Mannes zu ergötzen. Dieser war in der That nicht wenig erstaunt, die höchsten Herrschaften in vollster Küchenbeschäftigung, den Kaiser mit der großen weißen Schürze zu sehen. Er übergab die Depesche mit tiefer Verbeugung, dabei einen sehnsüchtigen Blick auf den am Boden liegenden Eierkuchen werfend. Napoleon brach hastig das Siegel und eine Wolke zog über seine Stirn, indem er die Schrift überflog; doch mit der ihm eigenen Kraft, sich aus der ernstesten Stimmung plötzlich in eine heitere zu versetzen, kehrte er sogleich wieder zu seinem Eierkuchen zurück, nahm ihn mit dem Spaten vom Boden auf und legte ihn umgewendet in die Pfanne.

„Sire,“ sprach Herr N. . . . „Herr v. Caulaincourt hat mir aufgetragen, die Antwort in möglichst kurzer Frist zu überbringen.“

„Herr v. Caulaincourt fordert wirklich zu viel,“ antwortete der Kaiser heiter. „Wir können doch unsern Eierkuchen nicht verderben lassen. — Da ist er fertig. Sehen Sie sich ans Bureau, mein Herr, ich werde Ihnen die Antwort dictiren.“

Dem jungen Officier ward schwindelnd, die Hand zitterte, die Stimme verjagte ihn; sein Magen verlangte gebieterisch die Nahrung, die ihm allzu lange vorenthalten worden.

„Sire,“ entgegnete der junge Mann mit erschöpfter Stimme und irrem Blick. „Seit vier und zwanzig Stunden habe ich nichts gegessen; ich fühle mich sehr unwohl, und zweifle ob ich im Stande sein werde, die Befehle Ihrer Majestät zu erfüllen.“

„Luise, dem Uebel können wir ja abhelfen,“ rief der Kaiser, lachend über den in ihm aufsteigenden Gedanken. Wir wollen dem braven Burken, der sich in unserm Dienst abgemüht, einen Eierkuchen backen. Leider hat dieser auf der Erde gelegen, aber wir bereiten schnell einen andern.“

„Nein, Sire,“ antwortete der Officier, „ein Soldat nimmt dergleichen nicht so genau, und da Ihre Majestät mir so gnädig das Anerbieten machen, so . . .“

Der arme Herr N. . . . litt wahrhafte Folterqualen vor Hunger und Erschöpfung. Augenblicklich ward ein Couvert gebracht, eine Flasche Burgunder, nebst Brod, und der junge Officier fiel mit wahrer Gier über den kaiserlichen Eierkuchen her. Blitschnell verschwanden die Stücke vor den Augen der drei Zuschauer, die mit einer Art von Entzücken diesem Appetit zusahen und die Verkettung der Umstände priesen, die ihnen die Freude bereitete, gerade zu rechter Zeit einen so wohl angebrachten Eierkuchen zu backen.

Marie Luise, welche eigentlich durch den Kaiser in ihrem Vergnügen unterbrochen worden war, wollte nun noch einen Eierkuchen ganz allein, ohne alle Hilfe, backen. Napoleon, ihre Absichten zum Theil errathend, stimmte ihr bei und sprach:

„Ja, ja, ich bin überzeugt, unser Gast bewältigt noch einen zweiten Eierkuchen, danach zu urtheilen, wie er angefangen. Der arme junge Mann — er ist ganz erschöpft.“

„Ach ja — Sire,“ bemerkte der vor Hunger ganz verwirrte Officier, „ja, Sire, — wenn Ihre Majestät die Gnade haben möchten, mir noch einen zu bereiten.“

Napoleon lachte laut auf über die Naivetät des jungen Mannes, während die liebliche Köchin sich nach Möglichkeit beeilte mit Bereitung des zweiten Eierkuchens. Der Gedanke ein gutes Werk zu thun, mochte ihr noch besonders dabei helfen, denn diesmal geschah das Umwenden des Kuchens mit einer erstaunlichen Gewandtheit, die dem Kaiser ein wohlgefälliges Lächeln abnötigte. Das Resultat der Bemühungen war ein herrlicher, appetitlicher, goldbrauner Eierkuchen, den Marie Luise mit eigener Hand auf eine Schüssel that und dem hungrigen Officier hintrug. Dieser nahm den zweiten Kuchen sogleich in Angriff und verschlang ihn mit steigendem Appetit. Die Natur sprach in ihm mit all ihrer gebieterischen Strenge, und er wäre erstickt, hätte die Kaiserin ihm nicht mehrmals zu trinken eingegossen.

„Welchen Eierkuchen finden Sie besser?“ fragte Marie Luise den Officier; „den des Kaisers oder diesen?“

„Den der Kaiserin,“ sprach der junge Mann leise, auf den Teller sich neigend.

„Schmeichler!“ rief Napoleon, nichts desto weniger durch die Antwort sehr befriedigt, denn er nahm eine Prise, und hielt sie lange an der Nase, wie er gewöhnlich that, wenn er zufrieden war. Nach beendigter Mahlzeit dictirte er die Depesche, und der Courier entfernte sich gestärkt und dankend.

Der Eierkuchen brachte übrigens dem jungen Officier Glück. Die Kaiserin erinnerte sich oft dieser Scene mit besonderm Vergnügen und plauderte darüber mit Fräulein v. N., die ihr damals beigegeben. Plötzlich kam ihr der Gedanke, Fr. v. N. mit Herrn N. . . . zu verheirathen, und was eine Kaiserin will, will gewöhnlich auch der Kaiser. Napoleon unterstützte dieses Project um so lieber, da Herr N. . . . aus einer ehrenwerthen Familie stammte, und die Verwandten der jungen Dame also keine erheblichen Einwendungen gegen diese Verbindung machen konnten.

Die Heirath fand statt, und alljährlich am Hochzeitstage figurirte auf der festlichen Tafel, an welcher die zahlreichen Freunde des jungen Paares versammelt waren, ein Eierkuchen, den die junge Frau im Beisein der Gäste selbst bereitete, und der zum Andenken den Namen erhielt:

Der Eierkuchen der Kaiserin. [4298]

Toilette.

Im duftdurchhauchten, mild erwärmten Zimmer Weilt' ich bei Dir. Ich sprach von der Natur, Vom Baldegrün, von der geschmückten Flur, Und Du, umwozt von seidner Falten Schimmer, Du schmollest: „Ihr pedantischen Poeten Wißt nichts, als hohe Dinge breit zu treten. Ich bitte Dich, sprich doch von Krepp und Bändern, Von Spitzen oder flatternden Gewändern!“

„O, gern! Sieh nur den Schleier dort, den feinen, Der allwozt, ein neidisch Wolkenbild, Dein holdes Antlitz neidisch mir verhüllt — Führt er uns zu den Blumen nicht des Leinen, Die auf den Feldern draußen mit den blauen Bethauten Augen auf zum Himmel schauen? Geseh, auch in des Spigenschleiers Wehn Kann man den Gott der Welt, des Frühlings sehn!“

Ein Cashmir nimmt die Blicke jetzt gefangen, Zur Ansicht Dir gesandt. — „Wie Deine Hand So malerisch das indische Gewand Zu falten weis! Wie glühen Deine Wangen! Entzückt im Ernst Dich, Stolze, dies Genebe?“ „Nur' ich im Scherz, es ward, so wahr ich lebe, Als Neglige in heiß und kalten Tagen Schon von den Ziegen in Thibet getragen!“

Du ruffst entzückt: „Sieh, diese Damastoben!“ „Grandios!“ erwiedere ich mit schlaumem Blick. „Sind sie doch in des Seidenwurms Fabrik Auf hohem, grünem Maulbeerbaum gewoben. Erbarme er sich nicht, Dich zu bekleiden, Wie würdest Du des Weichens Sammt beneiden!“

„Heut Abend gehe ich zum Ball. — Laß hören, Ob wohl die weißen Perlen gut mir siehn Zu blauem Krepp?“ — „Ich schwöre, wunderschön! Auch geben sie Dir manche edle Lehre. Wenn sich die Perlenglöckchen fein und weiß In Deinem Ohr durch goldne Locken winden, Erzählen sie Dir sicher sanft und leiz Manch Wunder Gottes aus des Meeres Gründen.“

Streut er doch seiner Schätze reichen Segen Mit Vaterhand in Meer und Erdenschacht. Nicht Ernst allein will er Dir auferlegen; Er hat auf Deine Freuden auch Bedacht, Und säte in die Mine, selbgekrönt, Den Diamanten, der Dich hold verschönt.“

„Nur unterm Himmelsdach kann man erzählen Von Gott,“ erwiederst Du mir hocherhellt; „Denn hier verhüllt sein Antlitz er und flieht Aus unsern rosenholz-möblirten Sälen.“ „O, die Geräthe sind ihm wohlbekannt. Eintr waren sie ja freie Waldesbrüder, Und hörten, statt von Eitelkeit und Tand, Des Sturmes Predigt und der Vögel Lieder.“

Dein Bett von Mahagoni — sieh, es stand Als Baum in Indiens geweihten Hainen, In seinem grünen Blätterdach fand Der Fink ein Schlafgemach mit all den Seinen; Dort sang er Abends Gott ein dankend Lied, Und schlief, das Köpfchen in den Flügel senkend. Hast denn auch Du, an Deinen Gott gedenkend, Am Lager betend Abends wohl gefnickt?

Der Tisch mit künstlich eingelegten Kränzen, Auf dem bei Nacht die goldne Lampe brennt, Er sah als Baum im reinen Element Der Lüfte einst des Mondes Lampe glänzen. O laß des Glaubens milbes Licht auch Du Verklärend ein in Deine Seele ziehen, Schließ nicht Dein Herz vor seinen Strahlen zu, Wie vor dem Mondenstrahl die Jalouzien.

Ein Bittender, Geliebte, naht sich Dir, Ein Mann der Arbeit, der vielleicht mit Nüssen Das Kleid gewebt, das Deines Körpers Zier, Rubinen schliff, die Dir am Busen glühen. Sei dankbar. Seine Hand war es vielleicht, Die Deiner Schönheit half den Sieg bereiten; So laß denn Gold in seine Hände gleiten, Daß der nicht darbt, der Freude Dir gereicht.

Sein Fleiß muß erst des Herren Werk vollenden. Gott gab den unscheinbaren, rauhen Stein — Er wird zur Sonne in des Schleifers Händen; So laß denn Hochmuth nicht Dein Herz entweihn, Des Dünkels Wolfe nicht die Stirn umziehn, Begegnest Du der Arbeit rauhen Söhnen; Sie sind die Nützlichen, Ihr seid die Schönen. Damit Du glänze st, müssen sie sich mühen!“

So plauderten wir lange noch, und weiter Führt uns der Flittertand der eitlen Pracht Auf der Gedanken kühner Stufenleiter Zu Gott empor, zum Tempel seiner Macht, Und Du gestiehest, daß Alles nah und fern, Der Ring am Finger, wie des Himmels Stern, Das Spigenkleid, der Fels in starrer Blöße Uns Zeugniß giebt von Gottes Lieb' und Größe.

Mein Hund.

(Wir geben die folgende wahre, ergreifende Begebenheit ziemlich mit den eigenen Worten der Dame, welche sie erzählt, wieder.)

Als kleines Mädchen war ich eine große Thierfreundin, und blieb es auch, als ich größer ward. Lämmchen und Käthchen waren meine liebsten Spielgenossen; später erkor ich ein Füllen zu meinem Liebling und blieb auch meinem vierfüßigen Gefährten treu, bis mich Gott mit einem eigenen lieben Kinde segnete. Als mein kleiner Fritz geboren ward, öffnete sich mir eine neue Quelle des Glücks, denn ich hatte nun das Endziel der Sorge und Liebe des Frauenherzens gefunden. In den folgenden Jahren wurden uns noch zwei Töchter geschenkt, deren eine wir Katharine, die andere Klara nannten. Als Klara noch ein kleines Kind, brachte mein Gatte mir eines Tages einen Hund nach Hause, ein schönes Thier, mittelgroß, braun und weiß, mit langem Seidenhaar. Wenn ich mich noch recht erinnere, sagte Karl, es sei eine Mittelrace zwischen Wachtelhund und Neufundländer. Jedenfalls aber war der Hund eine Schönheit, und was noch besser, er war eben so gut und klug, als schön. Bald ward er mit meinen Kindern sehr befreundet, spielte stundenlang mit ihnen, ließ sich alle erdenklichen Quälereien von ihnen gefallen und schien nie zufriedener, als wenn er von ihrer nedenden Liebe recht viel zu leiden hatte. Er wachte auch an der Wiege meiner kleinen Klara, schaukelte sie, wenn sie unruhig ward, und hielt alle Störung fern.

So wurde denn Fido — so nannten wir den Hund — nicht allein ein Mitglied unserer Familie, sondern sogar ein sehr wichtiges, sehr geliebtes Mitglied. Er war die Treue selbst; auch lehrten wir ihn vielerlei Kunststücke, die er zur Bewunderung Fremder und zu seinem eigenen und der Kinder Ergötzen oft ausführte.

Die Jahre vergingen. Klara war vier Jahr, Käthchen sechs Jahr alt und mein Fritz zu einem jungen Burschen von acht Jahren herangewachsen. Allerdings war er noch ein Kind, doch schön und sehr schlank gewachsen; ich war nicht wenig stolz auf seine hübschen Manieren, seinen Anstand und nannte ihn immer meinen kleinen Mann.

Eines Vormittags kam mein Gatte ins Zimmer und setzte sich auf einen Stuhl neben meinen Arbeitstisch. Ich bemerkte bald, daß ihn etwas beunruhigte, wartete eine Weile auf seine Mittheilung, doch da er stumm blieb, fragte ich, an was er denke.

„Ich wollte Dir nur sagen,“ sprach er, bemüht, sorglos zu erscheinen, „daß es gerathen wäre, wenn wir den Fido fortzuschaffen.“

„Den Fido fortzuschaffen?“ rief ich bestürzt. „Du scherzest wohl, Karl?“

„Nein, Hannchen, ich spreche in vollem Ernste.“

„Nun,“ sprach ich, entschlossen, der Sache kurz ein Ende zu machen. „Der Meinung bin ich nicht. Ich denke, wir behalten den Fido so lange er lebt. Es ist mein Hund und ich mag mich von ihm nicht trennen.“

Karl entgegnete nichts, sondern sah nachdenkend vor sich hin, während er mit den Fingern auf dem Tische trommelte.

„Wie kommst Du darauf, den Hund fortzuschaffen?“ fragte ich.

„Hast Du nicht bemerkt,“ entgegnete er, „daß Fido seit drei Tagen ganz anders ist als sonst?“

„Ja, ich glaube, er mag krank sein,“ antwortete ich, mich erinnernd, daß der Hund seit einigen Tagen keine Lust zum Spielen gehabt und mit hängendem Kopfe und schwachen Gliedern umhergegangen.

„Er ist wirklich krank, gefährlich krank,“ fuhr mein Gatte fort. Der Ton erschreckte mich und ich forschte nach dessen Bedeutung.

„Ich glaube, der Hund wird toll. — Ich wette, er hat die Wasserhühe.“

Das konnte ich nicht glauben. Der Gedanke war mir zu schrecklich. Die Zuneigung, die ich für den treuen Fido fühlte, machte mich ungläubig. „Man hat ja noch nichts von tollen Hunden in der Stadt gehört,“ bemerkte ich.

„So viel ich weiß, ist noch kein Mensch gebissen worden,“ entgegnete Karl, „aber des Nachbarns Hund ist an der Tollwuth gestorben. Heut morgen ward er unter dem Schuppen todt gefunden, wo er große Böhren in die Erde gewühlt. Brust und Beine sind ganz mit Schaum bedeckt gewesen, der den tollen Hunden aus dem Maule fließt. Wie ich hörte, hat der Hund vor einigen Tagen sich ganz so geberdet, wie jetzt unser Fido. Es bleibt kaum ein Zweifel über die Sache.“

Wäre ich recht vernünftig gewesen, so hätte ich meinen Mann gebeten, den Hund gleich zu erschießen, aber meine Zuneigung für das arme Thier machte mich zu ruhiger Ueberlegung unfähig, und so bat ich, ihn zu schonen.

„Wir sollten ihn gleich tödten,“ sprach Karl.

„Laß ihn nur noch bis heut Abend leben,“ bat ich. „Ist es dann nicht besser, sind die Symptome bedenklicher, so kann er ja immer noch erschossen werden.“

Mein Gatte gab endlich meiner Ueberredung nach, unter der Bedingung, daß ich den Hund im Stall eingekerkert halte, wo er auch jetzt sich befand, und die Thür so fest verwahre, daß die Kinder sie nicht öffnen und hineingehen könnten.

Das Mittagbrod war jetzt fertig; wir aßen und nach beendigter Mahlzeit ging Karl fort in sein Bureau, Fritz und Käthchen gingen zur Schule.

Mehre Stunden nach Tisch war ich von Haushaltungsgeschäften in Anspruch genommen, doch als ich endlich Zeit fand, ein wenig zu ruhen, fiel mir der arme Fido wieder ein, und ich beschloß, nach ihm zu sehen. Ich gab also Klärchen mein großes Schlüsselbund zum einseitigen Zeitvertreib, schnitt einige Stücke Fleisch ab, ging zu dem kleinen Stall und öffnete die Thür. Der Hund lag im entferntesten Winkel auf Stroh; ich ging nahe zu ihm, redete ihm freundlich zu, doch er beachtete mich nicht. Seinen Namen rufend, hielt ich ihm ein Stück Fleisch hin, doch er nahm es nicht, sondern sah mich an und heulte. Ich wollte ihn ausschelten wegen seiner Unmanierlichkeit, als er abermals ein Geheul ausstieß und die Zähne gegen mich fletschte. Jetzt fuhr ich erschrocken zurück, denn ich bemerkte den seltsamen Glanz seiner Augen und die kurzen, schweren Athemzüge. Kaum hatte ich eine zurückweichende Bewegung gemacht, als Fido aufsprang und einen Schritt auf mich zu kam; er berührte mich indes nicht, sondern lief bei mir vorbei zur Thür hinaus. Zitternd stand er eine Weile, wie von Schmerz oder Schwindel befallen, und trock dann wieder in den Stall zu-

Augen und fletschenden Zähnen, während der weiße Schaum ihm von der Schnauze herabtropfte. Einen Augenblick schien er zu überlegen und stürzte dann, als hätte er nur das zarteste Lämmchen der Herde aussuchen wollen, auf meine liebe kleine Klara zu.

Zur Ueberlegung war keine Zeit, auch wäre ich der Ueberlegung nicht fähig gewesen, der Instinct leitete mich. Ich sah klar, was voring; fast ohne zu wissen, was ich that, stürzte ich mit einem Schrei des Entsetzens auf den Hund zu, der meinem Kinde Gefahr drohte, packte ihn am Halsband im Genick und zog ihn mit beiden Händen fort bis zur Haustür. Nun bat ich Fritz, Jemand zur Hilfe zu holen, aber der kleine Bursch war so erschrocken, daß er mich nicht sogleich verstand, und erst nach geraumer Zeit sich entfernte. Ich rief ihm nach, er möge den ersten besten Mann von der Straße hereinrufen. Inzwischen rang ich mit dem wüthenden Hunde, meine kleinen Mädchen unaufhörlich bitend, sie möchten in die oberen Zimmer gehen. Ich hätte ja sterben, im Kampf mit dem Thiere unterliegen können, und dann wären sie doch nicht gerettet gewesen, das wüthende Thier hätte dann, nachdem es mich gebissen, in seiner wieder erlangten Freiheit meinen Kindern die tödtlichen Fänge ins Fleisch graben können. Ich bat, ich flehte, ich besahl — alles vergebens. Die armen, erschreckten Kleinen konnten nicht von der Stelle. Das Entsetzen hatte sie gebannt. Sie krochen nur in eine Ecke und riefen ohne Aufhören: „Mama! Mama!“

Viele Minuten — mir schienen sie eine Ewigkeit — lag ich auf der Haustür, den Hund mit allen Kräften festhaltend. — Er rang und sträubte sich wüthend, fletschte die Zähne und schlug mit seinen Pfoten den Fußboden, während der weiße Schaum unausgesetzt ihm aus dem Maule floss. Beißen konnte er mich nicht, denn ich hielt mit Nietenkräften seine Schnauze fest auf den Boden gedrückt mit Hilfe des Halsbandes, zugleich mit der andern Hand den übrigen Körper des Hundes möglichst niederhaltend. Doch nicht mehr lange hätte ich ihn halten können, denn die Kräfte des Thieres wuchsen im Verhältniß, als die meinen abnahmen. Ich fühlte, daß ich schwächer wurde, und nur noch das Gefühl der Mutterliebe, stets aufs neue angefaßt durch den unaufhörlichen Ruf: „Mama! Mama!“ belebte meine sinkenden Kräfte wieder. Endlich begann jedoch auch dieser Ruf seine magische Gewalt zu verlieren, die Gegenstände drehten sich vor meinen Augen und die Bestimmung wollte mir entschwinden, als eine Veränderung in dem Klange jenes Rufes mich neu belebte. Auf einmal lautete dieser Ruf: „Papa! Papa!“

Was nun geschah, sah ich nicht. Ich hörte einen Knall, ein Geföhln — dann ward ich emporgehoben und fortgetragen.

„Johanna, bist Du gebissen?“ war die Frage, die mich aus meinem Ohnmachtschlummer erweckte, und sie ward in so angstvollem Tone gesprochen, daß ich erschrocken auf meinem Lager in die Höhe fuhr.

„Nein! Nein!“ rief ich — „aber meine Kinder!“

Von meinem Gatten erfuhr ich nun, daß sie gesund und in Sicherheit seien. Der Hund hatte sie nicht berührt. Sie kamen alle herein zu mir und küßten mich. „Nicht wahr, Mama, Du freust Dich, daß Papa gekommen ist?“ Diese Worte hörte ich noch und sank dann wieder in Bewusstlosigkeit zurück. Mehre Tage blieb ich leidend, endlich jedoch siegte meine gute Natur über die Anstrengung und ich genas.

Ich denke noch oft und gern an den treuen, geschickten Fido, und stelle mir dann wohl zuweilen vor, wie hübsch es sein müßte, wenn ein anderer Hund dessen Stelle in unserm Hause einnähme, uns durch seine Anhänglichkeit und seine Kunststücke erfreuend. Doch kann ich auch Fido's schreckliches Ende, meine dabei erlittene Todesangst noch nicht vergessen, und so lange diese Erinnerung haftet, nehme ich keinen Hund mehr in mein Haus auf. [4295]



3104 Toilette.

rück durch eine Oeffnung in der Seitenwand. Ich versuchte nicht mehr, ihn anzurufen, wagte selbst nicht mehr, nach ihm mich umzusehen, denn ich war jetzt überzeugt, daß er toll sei oder doch auf dem Wege, es zu werden. Ich eilte also ins Haus zurück und schloß mich ein. Verständiger wäre es gewesen, hätte ich Hilfe holen, oder wenigstens die Oeffnung im Stalle verstopfen lassen, doch daran dachte ich nicht. Ich dachte nur, die Sache dem Gutachten meines Mannes zu überlassen und vermuthete, wenn ich überhaupt etwas vermuthete, das Thier werde sich nicht mehr von der Stelle rühren. Fühlte ich ja noch eine Beunruhigung, so war es nur die um die Leiden des armen Fido.

Um 5 Uhr kam Fritz und Käthchen aus der Schule. Da eben eine Dame aus der Nachbarschaft bei mir war, sagte ich ihnen nur, sie sollten oben ihre Bücher und Hüte ablegen, mir vornehmend, sie vor der Nähe des Stalles zu warnen, wenn sie wieder die Treppe herunter kämen. Ich begleitete meinen Gast zur Bordthür des Hauses, und während dem mußten die Kinder durch die Hintertür in den Hof gegangen sein, denn als ich möglichst schnell wieder in die Küche kam, wo Klara spielte, drangen Fritz und Käthchen schon zur Thür hinein.

„Mama! Mama!“ rief der Knabe, „komme rasch und sieh nach Fido. Er ist so komisch und hat eine ganz weiße Schnauze.“

Kaum waren diese Worte verhallt, als der Hund zur offenen Thür herein in die Küche sprang mit feuersprühenden

Härte des Kinderherzens.

Ist es Gewohnheit, Verblendung, Schwäche, oder sonst ein anderer, das gesunde Urtheil beschränkender Geisteszustand, welcher in den Augen der Eltern und nachsichtiger Freunde zuweilen recht grasse Charakterfehler der Kinder als unbedeutend und harmlos erscheinen läßt? Wir wiegen uns so gern in dem Gedanken, das Kindesgemüth sei gut, fern von rohen Neigungen, und sehen wir an dem Benehmen der Kinder ja Etwas, das weder in der Rubrik der Güte, noch in der der Wohlthatigkeit unterzubringen ist, so sind wir schnell bereit, mit leichter Entschuldigung dergleichen Uebertretungen „kindlichen Uebermuth“ zu nennen.

In der That giebt es eine zahllose Menge kindischer Unarten und Ungehörigkeiten, welche mit diesem Namen sehr

richtig benannt und zugleich entschuldigt sind, doch eine Gattung von Unarten giebt es, die mit diesem beschönigenden Titel zu nennen wir uns hüten sollten; ich meine die Härte und Grausamkeit des Herzens.

Wer das Herz der Jugend, auch das der weiblichen, unbedingte „gut“ nennt, ist in einem zwar schönen, doch großen Irrthum befangen; wir sehen das am deutlichsten in den Schulen, in dem Verhalten der Kinder gegeneinander und gegen Lehrer und Lehrerinnen.

An den Bildungsanstalten der Knaben vorübergehend, welchen letzteren wir hergebrachter Weise ein bedeutendes Quantum „Jugendübermuth“ hingehen lassen in der Hoffnung, daß der gährende Most zu gehöriger Zeit sich klären werde zu dem edeln Wein echter Manneskraft, bleiben wir stehen bei den Mädchen, bei dem sanftern Geschlecht, dem das Herz Liebe, Gehorsam und Duldbung lehren sollte.

Hier müssen wir nun oft mit Betrübnis wahrnehmen, nicht nur daß schwächere, ärmere Schülerinnen von den Vorzüglichen Spott und Ueberhebung zu erleiden haben, sondern daß auch den Lehrern und Lehrerinnen durch die Widersetzlichkeit mancher Schülerinnen ihr ohnedies so schwerer Beruf noch schwerer gemacht wird; daß, damit nicht zufrieden, die grausamen jungen Mädchen es zum Studium machen, die Lehrer zu quälen, sich wo möglich überbieten in scharfsinnigen Einfällen für diesen „edeln“ Zweck, und eine Ehre und Freude darin finden, wenn die endlich weichende Geduld der armen Gemarterten von der dämonischen Gewalt ihrer jungen Qualgeister Zeugnis giebt.

Es ist ein in der Natur des Menschen begründeter Trieb, das Ich zur Geltung zu bringen, und so darf man annehmen, daß die Mehrzahl der von Schülern und Schülerinnen verübten Unarten und Gesetzwidrigkeiten aus dieser

Quelle entspringen, und nicht aus der noch unläuterern der Schadenfreude und der Lust am Quälen.

Vor den Altersgenossen sich hervorzuthun; dieses Streben ist der Sporn, welcher so manches Kind zu thörichten, ja zu wirklich bösen Streichen verleitet, weil es hofft, dadurch das Staunen, die Bewunderung seiner Mitschüler oder Mitschülerinnen zu erregen, eine Voraussetzung, der leider nicht ganz die Begründung fehlt, denn in der Regel imponirt Kindern bei ihres Gleichen nichts so sehr als Keckheit, Trotz und prahlerisches Auflehnen gegen Autoritäten.

Dank dem Himmel — dies ist nicht das Bild aller Kinderseelen! Wir dürfen im Gegentheil behaupten, daß in den meisten Liebe zu den Lehrern und eigenes Rechtsgefühl über jene hoffärtigen Neigungen den Sieg davon trage. Dennoch ist die Zahl der Herzlosen, die mit Ueberlegung quälen, stets noch zu groß, und betrüge sie auch nur den hunderttausendsten Theil von alle dem, was „Schülerinnen“ heißt.

Es ist ein sehr betäubender Anblick, wenn junge, noch im Kindesalter stehende Mädchen Freude daran finden, Andere zu quälen, ihnen einen sogenannten „Pöffen“ zu spielen, denn es ist der traurige Beweis, daß das Herz dieser Mädchen verwahrlost sei.

Wohl ist deshalb nicht jede Hoffnung verloren, daß die Schule des Lebens und die wachsende Reife der Vernunft solche Herzen bessern könne, aber wer möchte behaupten, daß eine derartige Besserung in der That stets eine Besserung sei? Das Mädchen, welches im Alter von zwölf Jahren triumphirt, wenn es dem Lehrer einen „Pöffen“ gespielt, wird schwerlich von achtzehn Jahren eine sanfte, treue Tochter, ein echtes Weib sein, müßte denn die veredelnde Kraft der Liebe oder die demüthigende des Unglücks die Härten des Herzens beseitigen. Wenn das Kind erwachsen, hören natürlich die kindlichen Unarten auf; die „Dame“ weiß zu gut, was sich

schieft vor den Leuten, um durch unhöfliches Benehmen dem Mißfallen der Welt sich auszuweisen, der Verstand ist gereift, doch ist damit auch das Herz geädelt? Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß aus dem böshafsten Kinde eine herzlose Coquette, ein selbstsüchtiges, herrisches Weib werde?

Gewiß ist kein Theil weiblicher Bildung so wahrhaft nothwendig, als die Bildung des Herzens, und mit größter Sorgfalt sollten Eltern darüber wachen, daß den Mädchen keine Herzensrohheit, keine Ungerechtigkeit, keine Aeußerung des Neides, des Zornes, der Ueberhebung ungerügt, ungestraft hingehe; mit unausgesetztem Ernst sollten sie das eigene Benehmen hüten, damit dieses nicht Veranlassung sei, daß in den Kinderseelen die Liebe zu den Menschen, die Achtung vor ihren Rechten unterdrückt, und Hochmuth und Selbstüberschätzung ihnen eingepflanzt werde.

Das Herz des Mädchens muß zagen, einem Wesen wehe zu thun, es muß Ehrerbietung und Dank fühlen vor denen, die ihm Gutes erweisen, und sind ihnen diese natürlichen Empfindungen eingepreßt, wird es schwerlich dahin gelangen, an der Qual Anderer sich zu ergötzen, in dem Trotz gegen Lehrer Ehre und Freude zu suchen. Wenn ihr an den kleinen Mädchen, euren jungen Töchtern, diese unweibliche Neigung wahrnehmt, so tröstet euch nicht damit: „Es ist kindischer Uebermuth, die Kleinen verstehen es nicht besser, die Vernunft kommt nicht vor den Jahren u. s. w.“ Nein, stellt ihnen die Häßlichkeit vor Augen, mit denen die Härte des Herzens ein junges Wesen brandmarkt, dessen herrschende Gefühle Liebe, Dankbarkeit, Vertrauen sein sollten; gewiß, sie werden, so bald ihr ihnen ihr verunstaltetes Ich im Spiegel vorhaltet, über die Verzerrungen des eigenen jungen Herzens erschrecken und, glühend vor Scham, durch Liebe und Sanftmuth die begangene Sünde zu sühnen versuchen.

[4286]

Marie Garver.

Original-Musik des Bazar.

Geistlicher-Polka.

A. Presting.

INTRODUCTION.

The musical score consists of two staves, treble and bass clef. The introduction is in 2/4 time and features a variety of rhythmic patterns and dynamics. The Trio section begins with a key signature change and includes markings such as 'sin al.', 'pp', 'dolce', and 'smorz.'. The score concludes with a 'Da capo Polka senza Introduzione.' instruction.

CODA.

The coda section is in 2/4 time and features a key signature change. It includes dynamic markings such as 'p', 'sfz', and 'ff'. The score concludes with a 'Svo' (Sforzando) marking.

Auf dem Wasser gefunden.

Das erste Erlebnis meines Daseins, dessen ich mich deutlich erinnere, ist, daß ich von dem Arm meiner Wärterin herab auf das weite Meer schaute. Ich konnte höchstens vier Jahre alt sein, doch der Eindruck hat mich mein ganzes späteres Leben hindurch nicht verlassen.

Was dann folgte, ist mir nicht mehr erinnerlich bis zu einem Tage, als viele Leute, Männer, Frauen und Kinder um mich bestanden, meine Hände faßten, mich ernst und mitleidig ansahen und traurig sprachen: „Auf dem Wasser gefunden.“

Im Reichthum, sogar im Luxus wuchs ich auf, meine Wünsche wurden stets so freudig erfüllt, Güte und Liebe umgaben meine frühen Jugendjahre in solcher Fülle, daß ich mich nie darum kümmerte, wer ich sei, oder wodurch ich der Gegenstand so herzlichster Zuneigung geworden. So sehr als irgend möglich wurde von meiner lieben Mutter mir jede Krankheit und Sorge, jede Berührung des Kummer's erspart, doch hörte ich zuweilen, wie sie im leisen Ton Fremden eine Geschichte erzählte, die auf mich Bezug zu haben schien, obgleich sie augenscheinlich für mein Ohr nicht bestimmt war. Mir ist, als hätte sie bei solchen Gelegenheiten mit ihrer milden Hand meine langen Locken gestreichelt und mit ihrer noch milderen Stimme Worte gesprochen, die durch öftere Wiederholung sich meinem Gedächtniß fest einprägten: „Als Alles vorüber war, fanden wir dieses liebe Kind auf dem Wasser.“

Je älter ich ward, um so seltner hörte ich diese Worte. Die Geschichte war mit der Zeit eine alte, bekannte geworden und auch aus meinem Geiste verdrängte die greifbare Wirklichkeit die Schatten einer ferneren, nur geahnten Vergangenheit. Gestalten undzüge, die in meiner Erinnerung zuweilen noch aufgetaucht, erlebichten nach und nach, und wenn sie ja in einsamen Stunden wie Geister aus der Vergessenheit emporstiegen, verfannten sie augenblicklich wieder, wenn die Pflichten oder Freuden der Gegenwart mich zu mir selbst zurückführten. Ich hatte von einer andern Christine gehört — meinem verstorbenen Schwesterchen. Ihre Spielsachen waren die meinen geworden, und Träume von ihrer ferneren Heimath bewegten meinen Schlummer, wenn ich in ihrem Bettchen schlief und der treue Ponto mich bewachte, ja ich bildete mir nicht selten zusammenhängende Geschichten, in denen meine Engel-Schwester die Hauptperson war.

Als mit den Jahren mein Geist reifte, ward es mir, ohneachtet ich selten nur jene verhängnißvollen Worte hörte, immer klarer, daß ich nicht immer in meiner jetzigen Heimathstadt gelebt, sondern einst von anderen Scenen und anderen Menschen umgeben gewesen.

Eines Abends, da ich nach langer Zeit wieder einmal jene Worte gehört, entschloß ich mich fest, deren Bedeutung zu erforschen. Zu gewöhnlicher Stunde ging ich zu Bett, blieb aber darin mit weit offenen Augen liegen, wartend, daß Mama, wie gewöhnlich, käme und mir ein schönes Kinderlied und einen Abendsegens vorlese. Sie ließ auch nicht lange auf sich warten; doch das schöne Liedchen, das sie las, war heut für mich verloren; ich hörte nur die Worte, aber meine Gedanken waren nicht dabei, und bald unterbrach ich sie mit der Frage:

„Mutter, wann wird denn mein Geburtstag gefeiert?“

„Wenn Du ein wenig älter bist.“

„Wann werde ich denn neun Jahr?“

„Das wird so lange nicht mehr währen,“ sprach sie ausweichend, und fuhr fort zu lesen, doch ich ließ mich damit nicht abweisen.

„Habe ich einmal auf dem Wasser geschwommen?“ fragte ich.

Mama schwieg einen Augenblick. Ich konnte mich nicht länger halten. In Thränen ausbrechend, öffnete ich ihr mein Herz, ihr Alles mittheilend, was von Vermuthungen, Erinnerungen und Ahnungen in meiner Seele sich gesammelt. Sie fühlte wohl, daß der Augenblick der Enthüllung gekommen, nahm meine Hand liebevoll in die ihre und sagte:

„Soll ich meiner Christine eine Geschichte erzählen, eine wahre Geschichte?“

„Ja, Mutter,“ erwiderte ich. „Erzähle mir eine Geschichte von mir, als ich noch ein kleines Kind war.“

Mich in ihren großen Schawl hüllend und in ihre Arme nehmend, setzte die gute Mutter sich in den Lehnstuhl dicht bei meinem Bett, und erzählte mir in einfachen Worten das unglückliche Ereigniß, welches mich beider Eltern beraubte und mich zur Waise machte. Nie werde ich dieses Abends vergessen; mir ist, als sehe ich sie noch heute, wie sie so ruhig, so freundlich in dem stillen Zimmer saß und mir die Geschichte meiner Kindheit mittheilte.

Aus der Erzählung meiner guten Mutter erfährt ich Folgendes:

Im Frühling des Jahres 18... verließ ein schönes Dampfboot den Hafen von... reichlich besetzt mit Menschenleben, frohen Hoffnungen und heiteren Erwartungen. Die sinkende Sonne beschien an diesem Abend das fröhliche Treiben glücklicher Menschen, und schon die nächste Sonne blickte bei ihrem Erscheinen auf Leid, Tod und Verderben, denn um Mitternacht wurden die glücklich träumenden Schläfer auf dem Schiff aufgeschreckt durch den furchtbaren Ruf: Feuer!

In der Morgendämmerung eilte ein Schiff mit leichtem Flügeln zur Rettung herbei, doch ach — zu spät! Alle waren umgekommen mit Ausnahme eines einzigen Wesens, das sich wunderbarer Weise auf den Trümmern erhalten. — Ein kleines Kind. Als Alles vorüber war, ward das Kind auf dem Wasser schwimmend gefunden.

Die Mutter hatte nicht nöthig, mich zu versichern, daß ich dieses Kind sei.

Dann erzählte sie mir von sich selbst. Kurz vor diesem traurigen Ereigniß hatte Gott ihr den Gatten und ihr einziges Kind, ihre liebe Tochter Christine genommen, und da sie nun von dem Kinde hörte, welches lebend aus Feuer und Wogen hervorgegangen sei, eilte sie, des Kindes sich zu versichern, es als ihr eigenes anzunehmen. Der Himmel schien das verlassene kleine Wesen eigens ihr zum Erlaß bestimmt zu haben, denn auf einer goldenen kleinen Agramme, welche den Aermel des Kindes zusammenhielt, war der Name gravirt: Christine; der Name ihrer eigenen, verlorenen Tochter.

Mama stand nun auf und holte aus einem Kästchen den kleinen Schmuck hervor, der bei meiner Rettung aus dem Wasser an meinem Aermel sich gefunden und sagte, ihn mir reichend:

„Behalte es, mein Kind. Vielleicht hat Deine liebe rechte Mutter es an Dein Kleid befestigt. Trenne Dich nicht mehr von diesem Talisman Deiner frühern Kindheit. Ich hoffte lange, er werde zu einer Entdeckung führen, doch Niemand forschte nach Dir, Niemand forderte Dich zurück. Wahrscheinlich sind in jener unglückseligen Nacht alle Deine näheren Angehörigen umgekommen. Ich darf Dich also jetzt als mein eigenes, liebes Kind betrachten, vom ersten Tage an, da ich Dich fand, meinem einsamen Herzen theuer, und täglich noch mir theurer werdend. Meine kleine Christine verließ mich, um einer glücklicheren Heimath zuzueilen, und Du kamst, ihre Stelle in meinem Herzen einzunehmen. Ich bekleidete Dich mit ihren Gewändern, das Spielzeug und die Bücher, an denen sie sich erfreute, sind Dein, und jetzt lege ich Dich in ihr Bett zur Ruhe.“

Jetzt ward mir Alles klar, und Ruhe kehrte in mein aufgeregtes Gemüth zurück. Eine Weile dachte ich noch nach über das traurige Geschick meiner Eltern, doch bald kam ein süßer Traum und entrückte mich den schaurigen Bildern meiner Phantasie.

Mangel an Liebe hatte ich nie empfunden, so war es denn nicht wohl möglich, daß ich nach der Vergangenheit, nach anderen Verhältnissen mich sehnen konnte. Warum sollte ich mir eine andere Mutter wünschen, begriff ich doch nicht, wie ich sie mehr, als meine jetzige Mutter hätte lieben sollen. Leicht und glücklich floß mein Leben dahin bis zu meinem siebzehnten Jahre. Da begann die Gesundheit meiner lieben Mutter zu schwinden und sie fühlte, daß die Zeit nahe, da sie zur letzten Reise sich rüsten müsse. O, welch ein Schmerz durchzuckte meine Seele, da ich die Ueberzeugung gewann, daß meine einzige Freundin auf der Welt mich verlassen müsse — auf ewig!

Friedlich und freudig sagte sie ihrer Christine auf Erden Lebewohl, um sich mit dem Engel Christine in einer bessern Welt zu vereinigen.

Nach dem Tode meiner Mutter kam ich ins Haus ihres einzigen Bruders, dessen Schutz sie mich empfohlen. Onkel Hugo, wie ihn zu nennen ich gewohnt war, war mir zwar ein gütiger Vater, aber dennoch fehlte mir die unermüdbare, zärtliche Liebe, welche meine Jugend verschönt hatte.

Zwei Mal in meinem kurzen Leben war ich Waise geworden, mein Herz schmachtete nach Liebe, und manche trüben Tage und schlaflosen Nächte gingen mir dahin im Schmerz um die Verlorene.

Die Zeit milderte indes auch meinen Gram, und mit der Glückseligkeit der Jugend suchte und fand ich Freude und Vergnügen in Kreise neuer Freunde.

Im nächsten Jahre lernte ich im Hause eines Bekannten Heinrich D... kennen. Es lag etwas in seinem Wesen, das bei der ersten Begegnung mich anzog — ja, fast bezauerte. Das Interesse war gegenseitig. Jede Stunde, die wir zusammen verlebten, machte uns einander werther. Dennoch war unsere Zuneigung von aller Ertaufe, von jedem Entzücken fern. — Es war mir, als hätte ich Heinrich immer gekannt und geliebt. Eine ruhige Freude aneinander, ein mildes Glück durchdrang uns, wenn wir beieinander waren, Gefühle, wie sie nur alle lang erprobte Freundschaft zu begleiten pflegen.

Unsere Freunde erklärten einstimmig, wir seien für einander geschaffen, und unsere Tage würden, vereinigt, in ungetrübtet Glück dahin fließen.

Wir hatten noch keine förmliche Verlobung gefeiert, sondern wollten das neue Jahr abwarten, uns als Verlobte zu bekennen. Ich schaudere jetzt noch, wenn ich denke, wie nah wir der Vereinigung standen, die uns als der Gipfel des Glückes ersahen. Hätten wir ihn erreicht — welcher Abgrund des Glucks für uns Beide!

Heinrich D..., seit einigen Jahren in meiner Heimathstadt ansässig, war ein junger Mann in der Blüthe der Gesundheit und Schönheit, und erfreute sich als Ober eines bedeutenden mercantilen Unternehmens großen Wohlstandes.

Eines Abends — ich erinnere mich dessen noch sehr wohl, bat Heinrich um Erlaubniß, einen Freund in unserm Familienkreis einführen zu dürfen. Franz W..., so hieß der Fremde, nahm augenblicklich durch die Eleganz seines Wesens, durch die Vereinigung jener unennbaren Eigenschaften, die den Gentleman kennzeichnen, für sich ein. Er fiel mir auf als außerordentlich schön, doch weiß ich bis zu dieser Stunde noch nicht, von welcher Farbe seine Augen, denn wenn er sprach, strahlte und funkelte das Feuer des Genies aus ihnen, so daß sie bei jeder neu hervortretenden Empfindung in einer andern Farbe zu leuchten schienen.

Franz W... ward als Heinrich's Freund, nicht als ein Fremder empfangen, und bald brachte er alle seine Aufmerksamkeiten in unserm kleinen Familienzirkel zu. Augenscheinlich billigte er Heinrich's Wahl und legte großes Interesse für mich an den Tag, welches jedoch, wie ich mit weiblichem Tact bald herausfühlte, nicht nur der „Verlobten seines Freundes“ galt.

Ich beobachtete das Waschen einer Leidenschaft, welche sich ohne Aufheben verrieth; in Blick und Miene, wenn ich gegenwärtig, in Beachtung meiner unausgesprochenen Wünsche, wenn ich fern, in tausend Kleinigkeiten, die seine Liebe kundthäten, obgleich er mit keiner Silbe davon sprach. Ich glaube, er hatte keine Ahnung, daß mir das Gefühl seines Herzens bewußt sei.

Ich liebte Heinrich, vermochte mit Vertrauen meine Zukunft in seine Hände zu legen, und doch stellte ich in Gedanken nicht selten die Beiden nebeneinander und mußte mir gestehen, daß, wäre ich nicht Heinrich's Braut, ich ohne Zweifel Franz W... lieben würde.

War er abwesend, so dachte ich mit Traurigkeit daran, daß er, der so hochbegabte Mann, seine Liebe einem Wesen zugewandt, das sie nicht erwidern dürfte. Ich wußte, daß er mich liebe, daß diese Liebe ihn elend machen müsse, und doch fand ich ein grausames Vergnügen daran, den Beweisen dieser Liebe in seinem ganzen Wesen nachzuforschen.

Eines Abends, da Franz uns eben verlassen, saß ich mit Heinrich beim Schein des Mondes im Garten. Wir sprachen von unserer Zukunft. Vor seinen Blicken lag sie im besten Lichte da, denn er hatte keine Ahnung von der dunkeln Wolke, die am Himmel seines Glückes heraufzog. Wie sollte ich meine Gefühle mir erklären.

Da ich den Mann, welchem ich mich verlobt, aufrichtig liebte, wie konnte das Leid eines Andern mich so tief interessieren. War dieses Interesse nur Mitleid, oder ein wärmeres Gefühl? War ich eine Ausnahme meines Geschlechts, liebte ich Zwei zu gleicher Zeit? — O nein, gewiß nicht, denn

war das Gefühl, das ich für meinen Verlobten empfand, Liebe, so war das für seinen Freund, so unendlich verschieden an Charakter und Kraft, weit entfernt, jenem zu gleichen. Wie sollte ich mein eigenes Herz begreifen?

Nur noch wenige Stunden blieben mein. Morgen gab ich meine Hand, mein Herz, meine Freiheit einem Andern. Jeder Gedanke meiner Seele mußte von nun an einem Andern unterworfen sein. War diese Aussicht mir so beseligend, als sie einer liebenden Braut am Vorabend ihrer Vermählung sein sollte?

Armer Heinrich! Wie sollte ich es wagen, sein liebevolles, vertrauens, frohes Herz zu betrüben? Noch nie seit wir uns kannten, hatte ein Mißlaut unser Vernehmen gestört, nun sollte ich das Glück aus seiner vertrauens Seele reißen mit einem grausamen Wort. Und doch, der entscheidende Augenblick war da. Entweder mußte ich Heinrich oder Franz aufgeben. Von dem Einen mich zu trennen, war Flend, von dem Andern zu lassen, Verzweiflung.

Heinrich bemerkte meine Aufregung, schrieb sie jedoch dem nahe bevorstehenden wichtigen Ereigniß meines Lebens zu.

„Theuerster, bester aller Freunde,“ sprach ich mit einer Ruhe, die mich selbst in Verwunderung setzte. „Ich habe Dir ein Bekenntniß abzulegen, das Du heut Abend, oder niemals hören mußt. Unwissentlich habe ich ein edles, vertrauens Herz betrogen. Wie soll ich Worte finden, Dir zu sagen, daß Deine verlobte Braut Deiner Liebe unwürdig ist, da sie einen Andern liebt?“

„Was willst Du damit sagen?“ stammelte Heinrich, bleich wie der Tod. „Ich beschwöre Dich, rebe!“

Ich öffnete ihm nun mein Herz, enthielt ihm dessen widersprechende, unerklärliche Empfindungen. Nichts verbarg ich ihm. Nachdem ich geendet, starrte er mich eine Minute sprachlos an, als hielt er mich für beraubt meines Verstandes. Nicht wissend, wie er meine Ruhe sich zu erklären habe, schloß er jedoch aus meiner Rede, daß er einen Nebenbuhler habe, und daß Franz dieser Nebenbuhler sei.

„Himmel!“ rief er in aufstommender Gluth der Verzweiflung. „Konnte mein Freund, der fast mein Bruder war, mir dieses Leid zufügen? Franz! Ist das seine Ehrenhaftigkeit? Nie, nie will ich einem menschlichen Wesen mehr trauen. Sie, die ich mehr liebte, als mein Leben, er, der mir als Bruder galt — Ihr habt mich betrogen.“

„Heinrich,“ unterbrach ich ihn, „Franz ahnt meine Liebe nicht, hat die seine mir nie bekannt. Ich allein bin die Schuldige.“

„Christine,“ sprach er, und seine Stimme drang sanft, wie Musik in mein Ohr, „mußte unsere Liebe dieses Ende nehmen? Soll meines Herzens treue Hingebung übersehen, verachtet werden neben der Liebe eines Mannes, der von Deiner Leidenschaft nichts weiß, und die seine Dir nie bekannt? Christine, Christine! wo blieb Dein weiblicher Stolz?“

„Heinrich,“ entgegnete ich, „ich liebe Dich, und mag Dich darum nicht täuschen. Ich mag Dich nicht mit einem getheilten Herzen, mit einer getheilten Liebe absenden.“

Er nahm meine kalte Hand in die seine und sprach zu mir mit den milden, eindringlichen Lauten des Herzens:

„Christine, Du Geliebte, noch einmal sage mir, daß Du mich allein liebst. In der weiten Welt habe ich sonst Niemand, der mich lieben könnte, als Dich. Ich habe weder Eltern, noch Bruder, noch Schwester. Ich bin verwais im vollsten, weitesten Sinne des Wortes. Willst auch Du von mir Dich lossagen?“

Zitternd, mit überströmenden Augen zog er mich näher an seine Seite und erzählte mir die Geschichte seines Lebens. Als Knabe von zwölf Jahren war er in der Schule seiner Vaterstadt zurückgelassen worden, während die Eltern mit seiner einzigen Schwester eine Reise unternahmten.

„Meine Schwester hieß Christine,“ sprach er, „und oft schon bin ich auf den Gedanken gekommen, daß dieser Name mich zu Dir zog.“

„Deine Schwester hieß Christine?“ fragte ich, betroffen von diesem Zusammentreffen.

„Christine hieß meine liebe Schwester. Dein Name nun, und ein Etwas, das ich eben nicht Wehnlichkeit nennen kann und das doch dieser verwandt ist, denn es erinnert mich stets an meine Mutter, zog mich zu Dir und legte den Grund zu einer Liebe, welche täglich seit unserer Begegnung in meinem Herzen wuchs.“

„Heinrich!“ rief ich, „fahre fort in Deiner Erzählung, wie verlorst Du Deine Eltern?“

„D, sie hatten ein trauriges Schicksal, dessen ich nie ohne Herzeleid denken kann. Auf dem Schiff, mit dem sie reisten, brach Feuer aus, und es brannte in der Nacht nieder bis zum Grund. Mein Vater und meine Mutter, wie jedes auf dem Schiff befindliche lebende Wesen kamen in den Flammen um oder ertranken, von aller Hilfe abgeschnitten, im offenen Ocean.“

„Und Deine Schwester? Was ward aus Deiner kleinen Schwester?“ rief ich bebend in der Ahnung einer glücklichen Möglichkeit.

„Auch sie kam um. Vater, Mutter, meine Schwester mit ihrer Wärterin, der Diener meiner Eltern — alle starben in dieser Schreckensnacht. Ich habe nichts mehr übrig von meinen verstorbenen Lieben, als dieses kleine Andenken an meine Schwester.“

Mit diesen Worten zeigte er mir, an einer Schnur um seinen Hals hängend, eine kleine goldene Aermelagrame, das Seitenstück derer, die meine Pflegemutter mir gegeben und die ich seit der Zeit als einen Talisman aufbewahrt. Von der Macht der Empfindungen fast überwältigt, hatte ich eben nur noch Kraft genug, das Kleinod aus Heinrich's Hand zu nehmen, aus dem Garten in mein Zimmer zu eilen, das kleine goldene Pendant aus meinem Fischen zu nehmen, wieder hinaus zu stürzen und beide in Heinrich's Hand zu legen mit den Worten:

„Danke dem Himmel, Heinrich, daß Dir das Verbrechen erspart blieb, Deine Schwester zu heirathen!“ und ohnmächtig sank ich in seine Arme.

Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, hatte Alles sich aufgeheilt. Ich hatte nichts mehr zu bekennen, nicht mehr um Vergebung zu bitten; meine besten, theuersten Freunde umringten mich. Onkel Hugo's freundliche Augen schimmernten von Thränen; Heinrich todtensbleich, doch vollkommen glücklich, kniete vor mir, meine beiden Hände in den seinen haltend; ein Anderer, den ich wohl kaum nennen darf, stand

seitwärts und seine strahlenden Augen verriethen den Strom der Liebe, der seine Seele überfluthete.

„Komm, Franz,“ sprach Heinrich, „knie hier mit mir. Theure Christine, er hat mir sein Herz geöffnet. Liebe ihn. Mein Weib darfst Du nicht sein, doch das Recht, Dich Schwester zu nennen, kann mir Niemand rauben. Schau auf, liebe Christine, und sage unserm theuern Franz, daß er der Kleinen willkommen sei, die auf dem Wasser gefunden wurde.“

[1276]



Aufbewahrung der Weintrauben und anderer Früchte.

Es ist durch neuere Versuche dargethan worden, daß die Baumwolle eine besondere Kraft zur Conservirung verschiedener Stoffe ausübt. So hat man unter Andern gefunden, daß, wenn man eine Flasche mit Fleischbrühe füllt, und dieselbe nur locker mit Baumwolle zustopft, die Fleischbrühe sich länger als ein Jahr in vollkommen unverändertem Zustande erhält. Es lag nahe, diese conservirende Eigenschaft der Baumwolle auch auf andere Gegenstände anzuwenden. In Europa ist aber dies, so viel wir wissen, bis jetzt nicht geschehen. Dagegen benutzt man dieselbe in Amerika seit längerer Zeit mit sehr gutem Erfolg zur Aufbewahrung von Weintrauben und anderen Früchten. Das Verfahren ist folgendes:

Man läßt die Weintrauben so lange als möglich, jedenfalls bis zum Eintritt leichter Fröste am Stode. Sodann werden sie mit einem scharfen Messer abgetrennt, und nachdem alle schadhafte Beeren mit einer Scheere entfernt sind, läßt man sie einige Tage in einem kühlen Zimmer liegen. Hierauf packt man sie in Gefäße (Blechbüchsen, feinerne Töpfe, große Glimmgläser eianen sich dazu am besten) zwischen Lagen gewöhnlicher Baumwolle. Natürlich darf man nur wenige Lagen machen, weil sonst der Druck auf die unteren zu groß wird, und muß überhaupt sehr behutsam mit den Trauben umgehen. Das Gefäß wird dann gut verschlossen, am besten der Deckel mit Klebmasse luftdicht aufgesetzt. Dies trägt natürlich sehr viel zur Haltbarkeit der Trauben bei; die amerikanischen Farmer geben sich aber selten diese Mühe, und doch haben sie oft im April noch gute Trauben. Das Gefäß wird in einen kühlen Raum gestellt, wo es aber nicht gefrieren kann.

Die Aufbewahrung von Äpfeln und Birnen zwischen Baumwolle gelingt natürlich noch leichter. Die Baumwolle soll indes die vollkommene Ausbreitung derselben verhindern, die Schafwolle dagegen dieselbe befördern. Die amerikanischen Farmer legen deshalb Birnen, welche für den Markterlauf eine schöne gelbe Farbe erhalten sollen, einige Tage in solche Wolle und verkaufen die auf diese Weise gereinigten Früchte um mehr als den doppelten Preis, der für grüne Birnen gewöhnlich bezahlt wird.

Dr. A. Rauch.

Schwarze Spitzen, schwarzen Casset und Band dieser Farbe zu reinigen.

Man taucht die Spitzen, den Stoff oder das Band in Bier, drückt sie aus, und plättet sie noch feucht. Solche durch Bier aufgerührte Spitzen und Bänder werden wieder wie neu. Auch zerdrückter und durch langen Gebrauch rüthlich gewordener schwarzer Sammet kann durch Bier sein gutes Ansehen und seine Schwärze wieder erhalten. Dies zu bewerkstelligen, sind zwei Personen nöthig, den Sammet an seinen beiden Enden zu halten, die linke Seite nach oben, während eine dritte Person mit einem in Bier getauchten Schwamm darüber fährt. Nachdem der Sammet auf diese Weise befeuchtet, wird er, so lange er noch feucht, mit einem sehr heißen Eisen auf der linken Seite überplättet, doch muß dies geschehen, während er in der Luft schwebend gehalten wird, wie oben beschrieben.

[1255]

Liqueur von Pfirsichkernen.

Man bedarf zur Bereitung dieses Liqueurs ungefähr 120 Pfirsichkerne, 2 Pfund Weingeist und 2 Pfund Zucker. Man sucht dazu die Kerne aus, welche sich leicht ablösen, also von reifen Früchten, stampft sie etwas, so daß sie zerfallen, und läßt sie dann in Weingeist 6 Wochen lang ste-

hen, jeden Tag die Flasche schüttelnd. Nach Ablauf dieser Zeit filtrirt man die Flüssigkeit durch und thut dann den Zucker hinzu. Soll der Liqueur vorzüglich werden, so klärt man den Zucker, ehe man ihn unter die Flüssigkeit mischt.

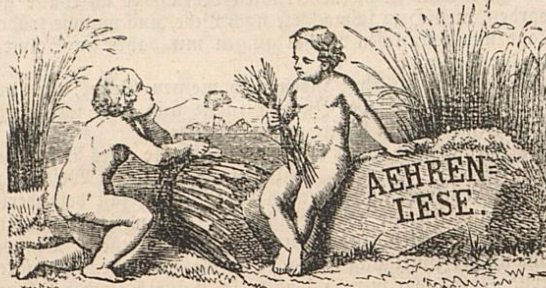
Federn und Marabouts zu waschen.

Man schabt ein Stück weiße Seife von der Größe einer Wallnuß, und setzt sie mit einem Pfund Wasser auf Feuer. Hat die Seife in dem Wasser sich aufgelöst, so nimmt man das Seifenwasser vom Feuer, läßt es etwas verkühlen, gießt es, wenn es lau geworden, in eine Waschkübel, taucht die Federn hinein, faßt sie dann mit der linken Hand am Stiel und streift behutsam an ihnen hinunter, mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand. Hat man auf diese Weise die Federn eine nach der andern gereinigt, so taucht man sie in frisches Wasser, spült sie darin sorgfältig ab und stärkt sie, indem man sie in etwas Wasser taucht, worin man einen Eßlöffel rohe Stärke aufgelöst hat, die mit einem Tropfen Blauwasser gefärbt wird. Namentlich bedürfen schon oft gewaschene Federn dieses Stiefens mit etwas geblauter Stärke. Nachdem die Federn gestärkt sind, werden sie auf ein reines Leinentuch gelegt und müssen im Sommer in der Sonne, im Winter in der Nähe des Feuers trocknen. Ehe sie noch völlig trocken, nimmt man die Federn zwischen die Hände und reibt sie so lange, bis sie ihr früheres Aussehen wieder erlangt haben. Bei dem Waschen löst sich natürlich das um den Draht gewickelte Papier. Dieses zu erneuern, schneidet man Papierstreifen 1/2 Meter lang, 2 Centimeter breit, befestigt diese Streifen dort, wo der Draht an die Feder trifft, und wickelt das Papier schräg um den Draht, indem man ihn zwischen den Fingern herumdrehet. Mit diesem Papierstreifen vereinigt man dann auch die zusammengehörigen Federn und Marabouts.

Weißer Atlasstube zu reinigen.

Man reibt die Schuhe mit in Weingeist getauchter Baumwolle ab, und reibt dann mit trockener Baumwolle nochmals darüber.

[1259]



Die alten Bücher waren und bleiben unsere Freunde, die Bücher von heut sind größtentheils nur Bekanntschaften.

Manche Menschen halten sich für Charakterfest und sind nur egoistisch und gefühllos, und andere halten sich für gefühlvoll und sind nur schwach.

Wenn Du nicht Alles erreichen kannst, ist das noch keine Ursache, Alles aufzugeben.

Wie wenig Leute würden zur Kirche gehen, wenn nur Gott allein sie sähe!

Gerade die Menschen, welche am meisten schlechter Handlungen fähig sind, fühlen sich am tiefsten beleidigt, wenn man sie derselben verdächtigt.

Gesichte machen die Freundschaft eher eigennützig, als daß sie dieselbe fördern. Vereine Hände können einander am wärmsten drücken.

Oft schon hat die Zunge den Kopf abgetrennt.

Manchen Borgern gegenüber thut man am Klügsten, nichts Anderes zu leihen als — das Ohr.

Die Großen dieser Welt werfen weithin ihren Schatten, der der Kleinen ist kurz und kaum sichtbar, denn um Schatten zu werfen, muß man von der Sonne beschienen sein.

Rebus.



Zweifelhige Charade.

Gar selten hast Du gleich ein Ganzes, Wenn Du die Erste mir erfahst; Und dennoch wette ich, Du habst Schon oft im Licht des Bühnenglanzes Die erste Silbe und bekenntst, Daß Du sie gern ein Ganzes nennst.

Denkst Du die Zweite zu vollenden, So gieb Dich ungetheilt ihr hin Mit muth'gem Geiste, heiterm Sinn. Doch nimmer müsse Stolz Dich blenden, Denn reicht Dein Wissen noch so weit, Daß Ganze bleibt's in Ewigkeit.

[1293]

Marie Garr r.

Rösselsprung-Aufgabe.

wer	un-	Ge-	Lieb-	es	Licht-	na-	ben
fab-	und	nur,	blick	aus	sie	Glück,	ein
re	mit	muß	keimt	zu	he	Glau-	ner
Dank,	ren,	auf	kennt	er-	nur	ruft	he
Lei-	Brust	der	erst	wa-	Soll	Don-	und
Und	Und	den	An-	Wo	he-	Nu-	Da
er-	den	gend	Zer-	ben,	ren,	gluth	rung
ja-	Freu-	be-	rang;	dachts-	fü-	ben.	Der

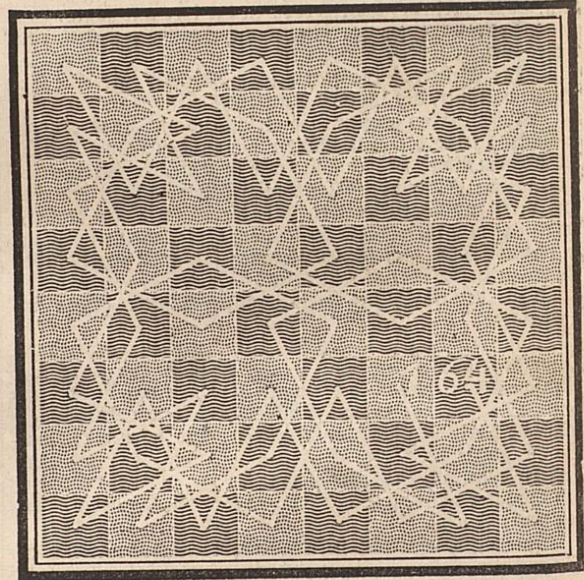
Auflösung des Rebus Seite 288.

Wie gewonnen, so zerronnen.

Auflösung des Räthfels Seite 288.

„Granaten.“

Schlüssel zur Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe Seite 288.



Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe Seite 288.

Was wanderst Du durch rauhe Lande, Verlor'nes, armes Menschenkind, Und suchst ein Dach bei dem Verstande, Und bei der Klugheit Ueberwind?

Das Land des Glaube ns mußt Du suchen, Da blüht ein ewig heitres Thal, Da fällt durch Dunkel heil'ger Buchen So warm und mild der Sonnenstrahl.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie in allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.